



Haariges Opfer

Von Lena Hilf

Mensch, ich bin ja so umweltbewusst. Ich fahre mit dem Fahrrad (billiger als Bus), ich verbringe die meiste Zeit des Tages CO₂-sparend in der Uni, aber vor allem – und darauf bin ich besonders stolz – besitze ich ein Shampoo-Bar.

Ihr dürft gerne anerkennend nicken. Ich bin jetzt nämlich Zero Waste – zumindest in der Dusche. Statt Unmengen an Plastikflaschen zu verwenden, benutze ich ein Shampoo, das aussieht wie ein Bimsstein. Ganz ohne Verpackung. Wunderbar.

Eigentlich habe ich das blöde Ding geschenkt bekommen. Und übereifrig wie ich war, gleich nach der nächsten leeren Shampooflasche kam das Shampoo-Bar auf eine Seifenschale in die Dusche. Es sieht wirklich wunderbar umweltfreundlich aus. Nur eines kann dieses graue, feste Stück Shampoo nicht – meine Haare waschen.

Ja, der Trend zum plastikfreien Leben ist an sich nichts Schlechtes, wirklich nicht. Jedes Mal, wenn wir den gelben Sack nach draußen stellen, sollten uns schmerzhaft die Bilder von in Plastik verfangenen Delfinen durchzucken. Das könnte auch dein Abfall sein. Aber mal im Ernst: Shampoo sollte keine unfreiwillige Konvertierung zur No-poo-Bewegung sein. Was ist so schwer daran, normales Shampoo zum Abfüllen anzubieten? Fettlösendes, flüssiges, schäumendes Haardoping.

Stattdessen laufe ich herum, als hätte ich mir meine Haare mit Olivenöl gewaschen. Sie stehen strähnig vom Kopf ab, als hätte ich Wachs hineingeschmiert, mein angewidertes Gesicht im Spiegel sieht aus wie aus einer Werbung für Haarausfallshampoo. Also sofort rein in die Dusche, bevor das noch jemand sieht. Mütze ist – trotz November – auch keine Option, die hilft nämlich nicht gegen das Ekelgefühl.

Das Shampoo-Bar ist schon so klein vom vergeblichen Waschen, dass ich am Werbeversprechen zweifle: Ein Stück soll länger als mehrere Shampooflaschen reichen. Immerhin kostet das Teil fast neun Euro. Ich schaue sehnsuchtsvoll auf die bereitstehende, nagelneue Flasche meines Lieblingsshampoos. Nein, ich bin ja umweltbewusst. Ich ziehe das jetzt durch. Bis zum letzten, bröckeligen Rest.



Druck auf Klimapolitik

Fridays for Future ruft am 29. November zum vierten globalen Klimastreik auf. Anlass ist der Beginn der UN-Klimakonferenz

Fridays for Future ruft auch in Heidelberg zum globalen Klimastreik am 29. November auf. Der Streik wird der große Abschluss einer ganzen Klimawoche sein, die die Heidelberger Ortsgruppe gemeinsam mit der Universität ab dem 25. November organisiert. Im Rahmen dieser Woche werden zahlreiche Aktionen, Workshops und Vorträge zu Themen wie Klimagerechtigkeit oder nachhaltige Wirtschaft stattfinden. Die Demonstration beginnt voraussichtlich um 11 Uhr an der Stadtbücherei. Fridays for Future Heidelberg erwartet rund 3000 Teilnehmende.

Der 29. November ist kein zufällig gewähltes Datum. Kurz vor der Klimakonferenz der Vereinten Nati-

onen vom 2. bis 13. Dezember in Madrid will die weltweite Bewegung erneut Menschen auf der ganzen Welt mobilisieren. Ziel ist es, die Öffentlichkeit auf ihre Forderungen wie den Kohleausstieg bis 2030 und eine CO₂-Steuer von 180 Euro pro Tonne aufmerksam zu machen.

Im Mai hatte Heidelberg als zweite deutsche Stadt den Klimanotstand ausgerufen und sich verpflichtet, „sofort und langfristig im Sinne der Klimaschutzziele zu handeln“. Oberbürgermeister Eckart Würzner stellte am 21. Oktober einen Aktionsplan für eine klimaneutrale Stadt bis 2030 vor. „Dieser Plan ist leider wenig ambitioniert“, sagt Fridays-for-Future-Sprecherin Line Niedeggen. Er sei

sicherlich ein Schritt in die richtige Richtung, gehe jedoch über das Minimum an notwendigen Maßnahmen nicht hinaus. „Wir müssen die Politik nach wie vor weiter unter Druck setzen“, so Niedeggen.

Der letzte globale Streik fand am 20. September statt. Vier Millionen Menschen protestierten weltweit für das Klima, darunter allein in Deutschland 1,4 Millionen. In Heidelberg war die Demonstration mit 10000 Teilnehmenden nach Polizeiangaben die bis dato größte überhaupt. Fridays for Future nannte den Streik einen „historischen Tag“ für die Bewegung.

Ebenfalls am 20. September hatte die Bundesregierung Eckpunkte eines Maßnahmenpakets beschlos-

sen, um die UN-Klimaziele bis 2030 zu erreichen. Unter anderem ist eine CO₂-Steuer von zehn Euro geplant. Während die große Koalition ihr Vorhaben als „Durchbruch“ lobt, kritisieren Aktivisten und Wissenschaftler das Paket massiv. Insbesondere die CO₂-Bepreisung sei zu gering.

In einem offenen Brief wendet sich Fridays for Future an die Bundesregierung und nennt die Pläne zum Klimaschutz eine „politische Bankrotterklärung“. Unter dem Motto #NeustartKlima fordern sie das Ende von „business as usual“.

Das Treffen der Staats- und Regierungschefs in Madrid wird zeigen, inwiefern die Protestierenden sich Gehör verschaffen konnten. (nsk)

AfD will VS-Beitrag abschaffen

Die Partei kritisiert den StuRa wegen vermeintlicher Verbindungen zu linksextremen Gruppen

In einer Anfrage an die Landesregierung stellte die AfD-Landtagsabgeordnete Christiane Baum die politische Neutralität des Studierendenrats Heidelberg (StuRa) infrage. Die Website des StuRa verweist auf Veranstaltungen der Roten Hilfe und der Hochschulgruppe Die Linke SDS. Eine Unterstützung dieser Gruppen verstoße, so Baum, gegen die politische Neutralität des StuRa. Die Organisationen stünden laut Baum „im Visier des Verfassungsschutzes“.

Die Linke SDS schreibt in einer Stellungnahme, dass Baums Anfrage voller Falschbehauptungen und Verzerrungen sei und bekundet Solidarität mit der Roten Hilfe. Außerdem lobt die Liste die „ganz klar ausgezeichnete Arbeit des StuRa“ und kritisiert die AfD-Politikerin scharf: „In jedem Fall ist es ihr Ziel, studentische Mitbestimmung und demokratische Wahlen an der Uni abzuschaffen sowie progressive Strukturen zu zerschlagen.“

In bisherigen Anfragen hatte die AfD eine Auflistung der von den Verfassten Studierendenschaften (VS) Baden-Württembergs unterstützen Gruppen gefordert. Der StuRa weigerte sich jedoch zuerst, diese Auskunft zu erteilen. Dies sei laut Baum ein Indiz, „dass wir hier offensichtlich auf dem richtigen Weg sind und es etwas zu verbergen gibt“.

Nun fordert Baum vom Ministerium des Inneren als Konsequenz die Abschaffung des rechtlich regel-

ten Beitrages an die VS, der aktuell 7,50 Euro pro Studierenden beträgt. „Wenn Studenten sich organisieren wollen, können sie das auch ohne staatliche Unterstützung, dann vielleicht sogar noch besser, tun.“

Das Ministerium antwortete auf Baums Anfrage, dass die Erhebung von Beiträgen einer VS laut Landeshochschulgesetz (LHG) nicht untersagt werden könne. Langfristig möchte die AfD das LHG ändern und die VS abschaffen. (lhf)



Plötzlich wohnungslos – ein unfreiwilliges Experiment auf Seite 6

STUDENTISCHES LEBEN



Der Förster des Heidelberger Stadtwalds spricht über den Klimawandel auf Seite 8

HEIDELBERG



In Hongkong lassen sich Studium und Protest vereinbaren auf Seite 14

WELTWEIT



Mireia
Physik

„Ja, denn es wird keine Veränderung geben, solange sich die Menschen, die an der Macht sind, nicht ändern: Wir müssen diese Leute von vielem überzeugen.“



Shixin
Kunstgeschichte

„Bis der Klimawandel wirksam bekämpft werden kann, ist es ein sehr langer Prozess. Ich denke aber, dass Extinction Rebellion einen gewissen Einfluss darauf haben wird.“



Julian
Jura

„XR haben vielleicht eine indirekte Wirkung – sie schaffen Aufmerksamkeit, dadurch können sie das Verhalten von Menschen und auch die Politik beeinflussen.“

Effektive Rebellion?

Durch zivilen Ungehorsam will Extinction Rebellion tief greifende gesellschaftliche Veränderungen bewirken. Kaum eine Gruppe polarisiert mit ihren Aktionen derart stark. Betreibt Extinction Rebellion effektiven Klimaaktivismus? **(tim)**

PRO

Robin Celikates
ist Professor für Praktische Philosophie an der Freien Universität Berlin



Foto: privat

Ob Extinction Rebellion (XR) eine effektive Form des Protests darstellt, ist sicher wichtig – aber zumindest ebenso wichtig ist, ob der Protest von XR auch Legitimität beanspruchen kann. Denn neben dem Verfassen von Aufrufen und angemeldeten Demonstrationen brechen die Klimaaktivisten Gesetze, indem sie etwa Straßen und Brücken blockieren. Damit stellen sie sich in eine lange Tradition des zivilen Ungehorsams: des Rechtsbruchs im Namen von Prinzipien der Demokratie und der Gerechtigkeit, nun in einer intergenerationellen Perspektive. Dass ziviler Ungehorsam eine historisch extrem wichtige Rolle gespielt hat bei der Erkämpfung von Rechten und demokratischen Errungenschaften, sollte eigentlich außer Frage stehen. Ebenso lässt sich kaum bestreiten, dass der Klimawandel eine Herausforderung ungekannten Ausmaßes darstellt, dem die Politik bisher recht hilflos gegenübersteht. Da die Zeit drängt, hat der Protest von XR die Vermutung der Legitimität auf seiner Seite. Bleibt zu hoffen, dass er auch effizient ist!

These 1: Glaubwürdiger Klimaaktivismus muss konkrete Forderungen beinhalten.

Auf der Website von XR findet man ja die zentralen Forderungen. Die ersten beiden lauten schlicht „Sagt die Wahrheit!“ und „Handelt jetzt!“. In ihrer Schlichtheit sind aber beides revolutionäre Forderungen, weil sie nach einer vollkommen anderen Politik verlangen. Darauf zu entgegnen, das sei nicht konkret genug, wirkt wie ein Ausweichmanöver, das auch den wissenschaftlichen Konsens ignoriert, aus dem sich ziemlich präzise ergibt, welche Maßnahmen schnellstmöglich ergriffen werden müssen, um die schlimmsten Folgen abzumildern. Aber selbst davon sind wir weit entfernt. Wer in dieser deprimierenden Situation meint, den Aktivisten die Leviten lesen zu müssen, hat nicht begriffen, wie ernst die Lage ist und dass sich der Realitätssinn nicht auf Seiten der Verteidiger des Status quo, sondern aufseiten der protestierenden Jugend findet.

These 2: Ziviler Ungehorsam sollte die letzte Möglichkeit des Protests sein, wenn alle anderen Arten des Protests ausgeschöpft sind.

Ob ziviler Ungehorsam gerechtfertigt ist, hängt davon ab, ob legaler Protest angesichts schweren Unrechts Aussicht auf Erfolg hat. Auch Martin Luther King wurde vorgeworfen, zu schnell zu weit zu gehen. Radikalere Mittel sind nötig, um den Stimmen der Betroffenen Gehör zu verschaffen und die Mehrheit zum Umdenken zu bringen. Dass der Klimawandel katastrophale Folgen hat, ist hinreichend dokumentiert. Deshalb ist es absurd, Arbeitsplätze gegen die Fortexistenz unserer Lebensgrundlagen auszuspielen. Zugleich sind die am stärksten Betroffenen – Kinder und Jugendliche (von zukünftigen Generationen ganz zu schweigen) – nicht politisch repräsentiert und haben kaum eine Lobby. Eigentlich ist es verwunderlich, dass es nicht mehr Protest gibt.

These 3: Extinction Rebellion legt die Basis für eine gefährliche Radikalisierung der Klimabewegung.

Das Schreckbild von Radikalisierung und Anarchismus wird immer mobilisiert, wenn soziale Bewegungen Aspekte unseres Lebenswandels und Weltbildes problematisieren, die fundamental für unser Selbstverständnis und mit mächtigen gesellschaftlichen Interessen verbunden sind. Dagegen ist zunächst festzuhalten, dass XR zwar ein bisschen radikaler auftritt als Fridays for Future, in seinen Protestaktionen bisher aber doch sehr moderat und dem Prinzip der Gewaltfreiheit verpflichtet war. Der objektive Problemdruck wird in den nächsten Jahren natürlich zunehmen, ebenso wie die Frustration angesichts einer Politik, die unsere Zukunft aufs Spiel setzt. Daher ist es primär die Verantwortung der Politik, dafür zu sorgen, dass radikalere Formen des Klimaaktivismus nicht nötig werden.



Foto: privat

Paul Nemeth
ist Vorsitzender des Arbeitskreises Umwelt, Klima und Energiewirtschaft der CDU-Landtagsfraktion

CONTRA

Nein! Extinction Rebellion (XR) führt mit radikalen Aktionen Chaos herbei, um Aufmerksamkeit zu erregen. Würde sich niemand für den Klimaschutz interessieren, könnte man diesen Ansatz nachvollziehen. Aber das Gegenteil ist der Fall: Laut Meinungsumfragen ist der Klimaschutz die drängendste Herausforderung unserer Zeit. Der Bundestag hat das Pariser Klimaabkommen längst ratifiziert und der Kohleausstieg wurde beschlossen. XR sprang vor anderthalb Jahren auf den fahrenden Zug auf, aber hatte außer Showeffekten nichts zur Debatte beizutragen. Um das Klima zu schützen, müssen wir die vorhandene Aufmerksamkeit in konkrete politische Entscheidungen ummünzen. Dafür brauchen wir demokratische Mehrheiten und gesellschaftlichen Konsens. Den verspielt XR durch Aktionen wie jüngst in London, wo man die U-Bahn blockierte und den Zorn erbooster Pendlerinnen und Pendler auf sich zog, die klimafreundlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs waren.

Die Wortführerinnen und Wortführer von XR machen es sich einfach: Sie fordern, den Klimanotstand auszurufen und die Treibhausgas-Emissionen bis 2025 auf Netto-Null zu senken. Und das war es dann auch. Konkrete Ideen, wie das funktionieren soll, bleiben sie schuldig. Eine Erklärung dafür liefert XR-Gründungsmitglied Stuart Basden: „Tatsächlich werden wir das Klima nicht reparieren“, schrieb er, das Ende sei nahe. Folgt man dieser apokalyptischen Haltung, erübrigen sich Debatten, ob zum Beispiel eine CO₂-Steuer oder der Handel mit CO₂-Zertifikaten besser wäre. Es genügt, stattdessen den Klimanotstand auszurufen. Dabei handelt es sich zwar nur um einen deklaratorischen Akt, der keine rechtlichen Konsequenzen hat, aber XR kann so behaupten, auf der richtigen Seite gestanden zu haben, wenn die Endzeit anbricht. Diese Debattenverweigerung ist undemokratisch und macht unglaubwürdig.

Die Bundesrepublik ist ein Rechtsstaat. Unser Grundgesetz garantiert allen die Teilhabe am demokratischen Prozess. Dazu gehören Wahlen und Abstimmungen ebenso wie Petitionen und Demonstrationen. Voraussetzung dafür ist, dass Mehrheitsentscheidungen von der Minderheit akzeptiert werden. Wenn man die Mehrheitsverhältnisse ändern und noch schärfere Klimaschutzmaßnahmen erstreiten möchte, erfordert das die Beteiligung am politischen Diskurs unter Beachtung demokratischer Spielregeln. Ziviler Ungehorsam kann als ultima ratio zwar legitim sein, um Unrecht oder Korruption zu beseitigen. Aber wenn die Parlamente bereits Klimaschutzgesetze beraten und die Parteien um die besten Lösungen für das Klima ringen, helfen konstruktive Debattenbeiträge weiter als Straßenblockaden.

XR-Gründungsmitglied Hallam behauptet, der Klimawandel sei größer als die Demokratie und spricht von Revolution. Diese feindselige Haltung gegenüber demokratischen Institutionen ist gefährlich. Bei vergleichbaren Äußerungen von Rechtsradikalen schrillen alle Alarmglocken. XR bekennt sich zwar zur Gewaltfreiheit, probt aber unter dem Titel „Ungehorsam für alle“ den Schulterschluss mit der Initiative „Ende Gelände“ und der Interventionistischen Linken (IL). Erstere ging im Hambacher Forst gewaltsam gegen die Polizei vor und die IL gilt dem Verfassungsschutz als Scharnier zu Militanten. Diese Radikalisierung ist falsch. Sie bringt den Protest von Fridays for Future in Misskredit, gefährdet den gesellschaftlichen Konsens und beschwört eine Gegenbewegung herauf.

Studium unter der Armutsgrenze

Wenn der Schuh drückt, aber ein neuer zu teuer ist: Auch BAföG und Minijob sind kein Garant für finanzielle Sicherheit. Wie nah Studierende am Existenzminimum leben, bleibt oft unausgesprochen

Über Geld spricht man nicht“, ermahnten einen die Eltern und Großeltern regelmäßig. Seitdem verhindert diese stumm befolgte Regel wie eine unsichtbare Wand jedes Gespräch über das heikle Thema ab. Dabei scheint gerade jetzt die Zeit gekommen zu sein, unangenehme Wahrheiten auszusprechen: Es wird lautstark über den Klimawandel debattiert, wir reden Klartext über psychische Gesundheit und auch Sexismus liegt längst offen auf dem Tisch. Unsere finanzielle Situation, sowie die unserer Familien behalten wir dagegen lieber für uns – selbst im engen Freundeskreis.

Auch Paul* erzählt nur anonym von seinen Lebensumständen und das, obwohl er Geldsorgen höchstens aus Erzählungen kennt. Das Studium an einer privaten Hochschule war zu Hause nicht der Rede wert, die monatlichen Gebühren in Höhe von 660 Euro übernehmen seine Eltern gerne. Eine schöne Wohnung mitten in der Mannheimer Innenstadt, schicke Designer-Klamotten und morgens mit dem eigenen BMW zur Uni – mit 1500 Euro Unterhalt im Monat ist das alles kein Problem.

Die Regel ist das unter Studierenden nicht. Für viele ist die Frage, wie sie mehrere Jahre ohne eigenes Einkommen finanzieren sollen, durchaus keine banale. Vor allem für Abiturienten und Abiturientinnen, die aus Arbeiterhaushalten oder sozial schwachen Familien an die Hochschulen kommen, wird die undurchsichtige Informationslage zu Finanzierungsmöglichkeiten oft zur Hürde.

Für viele die erste Anlaufstelle: das BAföG-Amt. Laut der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks aus dem Jahr 2016 erhält rund ein Fünftel der Studierenden in Deutschland BAföG, in den letzten Jahren

war die Zahl rückläufig. Auch Anna* wusste, dass sie das Studium nicht ohne die staatliche Förderung stemmen können würde und gab im August 2017 mit der frisch angekommenen Immatrikulationsbescheinigung ihren Antrag ab. So weit, so gut. Doch da Anna ihren Vater nicht kennt und seinen genauen Aufenthaltsort in Russland weder nennen noch herausfinden konnte, zog und zog sich die Bearbeitung ihres Antrags. Im Dezember befand sich das Geld schließlich auf ihrem Konto.

„Man muss ehrlicherweise sagen, dass ein BAföG-Antrag nicht die einfachste Sache der Welt ist“, gibt Elisabeth Herold vom Studierendenwerk Heidelberg zu. Im Schnitt dauert das Ausfüllen des Antrags fünfeinhalb Stunden. Der damit verbundene Aufwand sowie die Komplexität des Verfahrens seien immer noch Hemmschwellen für viele Studierende, die eigentlich einen Anspruch auf Förderung hätten: „Gerade aus diesem Grund muss man beim BAföG über generelle Vereinfachungen bei der Beantragung, aber auch bei der Bearbeitung sprechen“, so Herold.

Doch auch das staatliche Förderungsgeld ist kein Garant für ein sorgenfreies Studium. Laut der Sozialerhebung 2016 gab rund ein Drittel der Studierenden an, während des Studiums jobben zu müssen, um sich finanzieren zu können. „Würde ich nicht arbeiten, würde mir das wahrscheinlich nicht reichen“, kommentiert auch Anna ihren BAföG-Betrag.



Studienbeitrag, Miete, Lebensmittel – das Geld im Glas reicht hinten und vorne nicht

Sie bekommt den gesetzlich festgelegten Höchstsatz.

Das nette Klischee, dass Studierende kein Geld in der Tasche haben, wird dort zum bitteren Ernst, wo es nicht mehr darum geht, in der Unteren ein Bier weniger zu trinken, sondern

darum, wie das Mittagessen bezahlt werden soll. „Für mich gab’s immer die Luxusklasse der Studierenden:

Die, die in die Mensa gehen, ein Semesterticket haben, Sprachkurse belegen“, erzählt Alex* von seinen Eindrücken zu Studienbeginn. Er dagegen schmierte sich täglich Brote für die Mittagspause und fuhr bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad vom Wohnheim in die Vorlesung.

Für Engpässe in der alltäglichen Versorgung, wie sie auch Alex erfahren hat, vergibt das Studierendenwerk sogenannte Freitische für kostenloses Mensaessen. Außerdem können BAföG-Empfänger und Empfängerinnen im Diakonieladen Brot & Salz vergünstigt einkaufen. Bisher nutzen diese Angebote nur sehr wenige; ein möglicher Grund ist der beschämte Gedanke, der auch Alex davon abhielt, Foodsharing in Anspruch zu nehmen: „Ich glaube, dass es Leute gibt, die es nötiger haben als ich.“

Aus einer Arbeiterfamilie mit Migrationshintergrund stammend, sind er und seine Schwester die Ersten, die studieren. Dass man sich unter den vielen Akademikerkindern verloren fühlen kann, haben auch sie erfahren. „Es ist halt eine andere Lebenswelt“, sagt Alex. Vielen mangelt es daher an Verständnis: Schockiertes Nachfragen bezüglich seines mitgebrachten Mittagessens hier, ein abfälliger Verweis auf seine Zugehörigkeit zum „Lumpenproletariat“ da. Auch bei der Bewerbung für ein Sti-

pendium erfuhr Alex, wie wenig diese auf tatsächlich Bedürftige ausgerichtet sind. Die Fahrtkosten quer durch Deutschland musste er selbst zahlen – für Kandidaten und Kandidatinnen aus gut gestellten Familien kein Problem. Bei solchen leistungsbezogenen Studienförderungen scheine mal wieder „Akademiker-Reproduktion“ betrieben zu werden, kritisiert Alex das Verfahren. Das Stipendium hat er bekommen.

Für Studierende wie Alex ist der Alltag oft eine Gratwanderung. Wer nebenbei in mehreren Minijobs arbeiten und jeden Cent umdrehen muss, kann oft nicht die angedachten Leistungen pro Semester stemmen. Die Konsequenz: das Überschreiten der Regelstudienzeit.

Wie schnell man so durch das Raster fallen kann, zeigt Elenas* Geschichte. Auch sie konnte ihr Studium bisher durch BAföG finanzieren, doch dieses ist an Bedingungen geknüpft: Mit Überschreitung der vorgeschriebenen sechs Bachelorsemester verfiel ihr Anspruch auf Förderung – und der Platz im Studierendenwohnheim.

Gewöhnlich kann die Mietdauer in Wohnheimen durch das Erledigen von Hausmeistertätigkeiten verlängert werden, allerdings kam es in Elenas Fall durch Fristversäumnisse und Fehlkommunikation mit der Verwaltung zu einer fristlosen Kündigung. Elena war wohnungslos. Sie hatte das

Glück, von ihren Heidelberger Freunden und Freundinnen aufgefangen zu werden, die ihr eine Bleibe boten und Geld liehen. Ohne deren Unterstützung hätte sie keinen Ausweg gewusst. „Im allerschlimmsten Fall wäre ich wirklich obdachlos geworden oder ich hätte zu meinen Eltern zurückgemusst – das bedeutet: Studium abbrechen“, mutmaßt sie.

Auch Anna bangt um ihren neuen BAföG-Antrag, den sie nun nach einem doppelten Fachwechsel gestellt

hat. Was, wenn die Entscheidung diesmal negativ ausfällt? „Einen Plan B habe ich nicht, keine Ahnung, wie es dann weitergeht.“ Der Gedanke, ein Urlaubssemester einzulegen, um in Vollzeit in der Gastronomie zu arbeiten und so den Rest des Studiums zu finanzieren, begleitet sie schon eine Weile.

Elena hat nun nach einem Monat der Ungewissheit wieder einen festen Wohnsitz; bis das erste Gehalt ihres neuen Jobs auf dem Konto ist, bleibt das Geld jedoch knapp. Sie greift

daher zu einem drastischen Geldbeschaffungsmittel: Zweimal pro Woche spendet sie für 20 Euro Blutplasma – das ist die höchste erlaubte und gesundheitlich zumutbare Spendefrequenz. Die Universität und das Sozialreferat des Studierendenrates bieten zwar Notlagenstipendien an, diese werden allerdings nur in unverschuldeten finanziellen Engpässen bewilligt – ein Umstand, der Elena ausschloss.

Hört man Alex’, Annas und Elenas Geschichten, macht das betroffen. Vor allem, weil wir denken, dass es doch immer ein Auffangnetz gibt. „Dann heißt es: Wir leben doch in Deutschland, uns geht’s doch gut“, merkt Alex an. Doch als Studierender hilft auch der Gang auf das Sozialamt meistens nichts: Wer prinzipiell Anspruch auf BAföG hat, kann außer in Härtefällen weder auf Wohngeld noch andere Grundsicherungsleistungen hoffen. In der Regel werden Studierende in Notlagen daher auf die Sozialberatung des Studierendenwerkes verwiesen, die eine umfassende Auskunft über Studienfinanzierungsangebote bereitstellt. Auch die ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Sozialreferat des StuRas machen es sich zur Aufgabe, Studierende über ihre Möglichkeiten zu informieren: „Wir sind da, wo wir können“, verspricht Vorsitzende Sara Tot.

Das Problem: Armut ist immer auch mit Scham behaftet. Wer sich Hilfe sucht, muss seine Notlage öffentlich machen und über seine Situation offen sprechen. „Ich hatte keine Anlaufstellen und wenn es Anlaufstellen gab, war es meistens zu peinlich, darüber zu reden“, gibt Alex zu. Auch Elena erkennt rückblickend den Versuch, sich anzuziehen „als ob alles läuft“ – ein instinktiver Akt der Abgrenzung vom Label „Obdachlosigkeit“. „Wenn du offen zugibst, dass du finanzielle Probleme hast, dann bist du schnell

abgestempelt: als Verlierer, als irgendwer, der es nicht geschafft hat, der nicht in die Gesellschaft reinpasst“, meint

Elena. Und: Die Erfahrung habe sie Verständnis für Menschen gelehrt, denen derlei passiert.

Unter dem Titel „Reich an unsichtbarer Armut“ veranstaltete das Bündnis gegen Armut und Ausgrenzung im Oktober eine Aktionswoche, um auf Missstände aufmerksam zu machen und einen Ort des Austauschs zu bieten. Heidelberg sei sehr damit beschäftigt, stolz auf sich zu sein. „Wichtig ist, sich nicht von einem Stadt-Image blenden zu lassen und immer wieder an die Ränder zu schauen“, appelliert Christof Heimpel, ein Sprecher des Bündnisses.

Es ist das Schweigen und das Wegsehen, was überwunden werden muss. Solange Geld ein Tabuthema ist, bleiben die Vorurteile, bleiben die unangenehmen Ausweichmanöver im Gespräch, bleibt die Einsamkeit der Betroffenen, die auch in diesem Artikel wieder einmal anonym bleiben wollten.

LARA STÖCKLE (21) UND COSIMA MACCO (19) haben erkannt, dass Armut unter Studierenden weit mehr ist, als ein lustiges Klischee.



Foto: mac

Protest mit Expertise

Scientists for Future sind der wissenschaftliche Ableger von Fridays for Future. Im Interview spricht die Ortsgruppe Heidelberg über die Vereinbarkeit von Politik und Wissenschaft

Scientists for Future ist eine Klimaschutzbewegung, die auf eine Stellungnahme im März 2019 zurückgeht. Über 26 800 Forschende aus Deutschland, Österreich und der Schweiz unterzeichneten. Ihre Botschaft: Die Wissenschaft steht hinter den Forderungen von Fridays for Future. Wir haben mit der Leitung der Ortsgruppe der Scientists in Heidelberg gesprochen: Felix Bosco promoviert in Astrophysik, Nelly Monzer promoviert in Psychologie, Felix Munzlinger ist Masterstudent der Informatik und Simon Wengert Masterstudent der molekularen Biotechnologie.

Wie versteht ihr eure Rolle als Scientists for Future?

Wengert: Die ist so komplex wie die Wissenschaftswelt selbst. Im Kontext von Fridays for Future geht es vor allem darum, den Argumenten und Forderungen und der Dringlichkeit, die da mitkommt, die nötige wissenschaftliche Validität zu geben.

Es geht also nicht darum, konkret Lösungen vorzuschlagen? So wie: Eine CO2-Bepreisung wäre sinnvoll, weil...

Munzlinger: Es ist in einer Weise so, dass wir keine expliziten politischen Handlungen fordern dürfen als Wissenschaftler. Wir sind dazu angehalten, Wege vorzugeben, die

man gehen könnte, um damit der Politik überhaupt einen Handlungsspielraum zu geben.

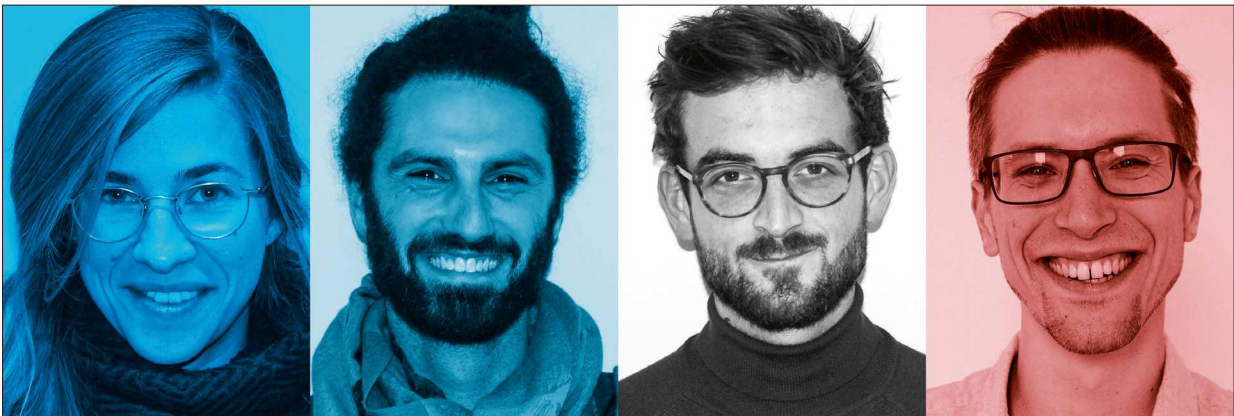
Seht ihr euch als Wissenschaftler in einer besonderen Verpflichtung, jetzt politisch wirksam aufzutreten?

Bosco: Würde ich so sagen. Wir als Wissenschaftler sind ausgebildet, abstrakte Daten nachzuvollziehen, aber auch gleichzeitig Arbeiten von anderen Wissenschaftlern aufzuarbeiten. Und genauso müssten wir auch die wissenschaftlichen Analysen der Klimaforschung bewerten können. Wir müssen diese wissenschaftliche Diskussion auf ein Niveau herunterbrechen, sodass es jeder Mensch versteht.

Monzer: Wir müssen nachvollziehbar machen, dass die wissenschaftliche Methode grundsätzlich

Unsicherheiten miteinbezieht. Es ist ein Argument von Klimawandelleugnern, dass die Wissenschaft selten sagt: Das ist so. Immer wenn es Prognosen gibt, werden Fehler mit einberechnet. Das ist für die Allgemeinbevölkerung schwer nachvollziehbar und macht dann möglicherweise Leute skeptisch.

Munzlinger: Wenn wir nicht für die Hochhaltung von wissenschaftlicher Erkenntnis eintreten, wie können wir das dann von anderen erwarten? Gewisse Worte, die ein Forscher von sich gibt, mögen



Die Ortsgruppe Heidelberg in den Farben von S4F: Nelly Monzer, Felix Bosco, Felix Munzlinger und Simon Wengert

sich für einen Laien nicht drastisch anhören – aber sie sind es. Sie sind das Drastischste, was der Wissenschaftler von sich geben kann.

Was wollt ihr als Regionalgruppe erreichen?

Bosco: Unser lokales Ziel ist, die wissenschaftliche Position zu kommunizieren und an alle Leute weiterzubringen. Es ist wahrscheinlich ein generelles Problem, dass sich die aktuellste Wissenschaft in eigenen Kreisen bewegt. Die neuesten Ergebnisse sollten viel mehr in den öffentlichen Diskurs gebracht werden. Das ist ein Ziel von uns: Vorträge organisieren über den aktuellen Stand der Wissenschaft, möglichst in allgemeinverständlicher Sprache.

Munzlinger: Wir machen auch überregionale Dinge, die fangen ja irgendwann in einer Regio-

nalgruppe an. Dann geht man in die Abstimmung mit den überregionalen Gruppen, versucht sich zusammenzuschließen und einen Konsens zu finden. So haben wir es zum Beispiel geschafft, im Namen von Scientists for Future Germany Fragenkataloge an die Mitglieder des Klimakabinetts zu schicken (Anm. d. Red.: Die Fragen seien vor der Verabschiedung des Klimapakets am 20. September herausgeschickt worden, um die verschiedenen klimapolitischen Positionen der Mitglieder im Vorfeld festzuhalten, so Felix Munzlinger.)

Wollt ihr Leute zum Umdenken bewegen oder über die Bewegung Scientists for Future informieren?

Monzer: All of the above. Grundsätzlich ist es eine Möglichkeit, ins Gespräch zu kommen mit Menschen vor Ort, sich zu zeigen, Infos zu verteilen. Die Frage ist natürlich: Wer taucht da auf? Tauchen da eher kritische Menschen auf – das wäre sehr spannend. Gleichzeitig ist es für uns auch eine Akquise-Idee, sicherlich wollen wir

noch mehr Menschen, die bei uns mitmachen. Es geht auch darum, gesehen zu werden, als Teil dieser großen Fridays-Bewegung.

Wen wollt ihr denn in eurer Bewegung haben? Wer kann sich einen Scientist for Future nennen?

Wengert: Im weitesten Sinne: Jeder, der einen akademischen Hochschulabschluss hat, kann

„Es geht auch darum, gesehen zu werden“

gerne dazukommen. Es ist eine Graswurzelbewegung, sie ist lokal organisiert und hat einen losen Zusammenhalt. Wichtig ist, dass generell Sachen wie der Fragenkatalog, die in den Raum der Expertise fallen, nochmal einen internen Peer-Review durchlaufen. Es wird von Einzelpersonen nichts herausgeschickt.

Das Gespräch führte Hans Böhringer

Die vollständige Version des Interviews mit Scientists for Future findet Ihr auf unserer Webseite:



Zu Gast im Hörsaal

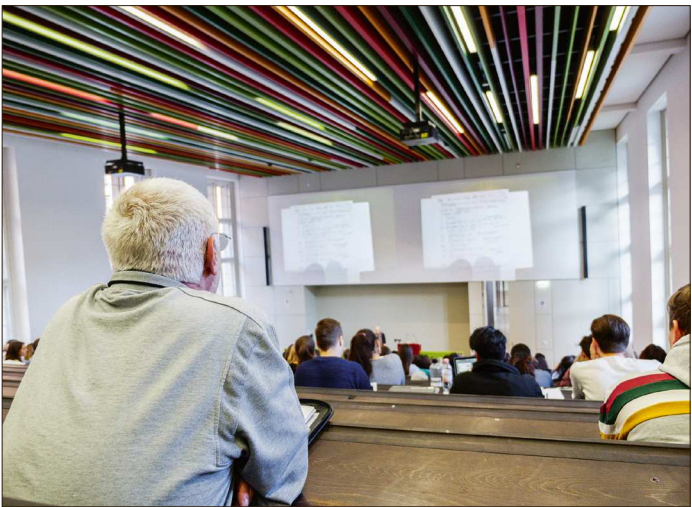
Gasthörer dürfen viele Vorlesungen nicht besuchen. Einige von ihnen fühlen sich diskriminiert

Sich nach dem Arbeitsleben noch einmal frei und ohne Druck mit den Dingen befassen, die einen interessieren: Das ist für viele Gasthörer ein Grund, ihre Zeit in den Hörsälen zu verbringen. So auch Günther, der seit 2015 Gasthörer ist, seit dem Sommersemester 2019 auch in Heidelberg. Doch bereits die Anmeldung nimmt er als sehr veraltet wahr: Online-Anmeldungen sind nicht möglich und der Gasthörerschein wird noch per Hand ausgefüllt. Nach Angaben der Universität sei eine Online-Anmeldung jedoch langfristig geplant.

Als Günther sich für einige Vorlesungen einschreiben will, darunter eine Vorlesung der Rechtswissenschaft, wird ihm von der Studierendenadministration mitgeteilt, dass das Fach zulassungsbeschränkt sei. Gasthörer könnten grundsätzlich keine Veranstaltungen von NC-Fächern belegen. Laut der Universität könnten Gasthörer nur an Vorlesungen teilnehmen, die ausreichend Kapazität bieten. In diesem Zusammenhang würden, aufgrund der gesetzlichen Vorgaben, grundsätzlich keine Gasthörer in den NC-Fächern zugelassen.

Eine Vorlesung, die ebenfalls nicht für Gasthörer zur Verfügung steht, ist

„Verfassungsgeschichte der Neuzeit“. Per Schnupperstudium für Studieninteressierte ist der Besuch jedoch möglich. Die Universität begründet das damit, dass es sich hierbei um unterschiedliche Zielgruppen handele. Das Schnupperstudium wende sich an die Zielgruppe Schüler, die sich



Die Zulassung zu Vorlesungen ist oft eine Frage der Kapazität

zur Studienorientierung vor Ort einen Eindruck verschaffen wollten. Dazu könnten – zeitlich begrenzt auf ein bis drei Wochen – Vorlesungen besucht werden. Dagegen wende sich das Gasthörerangebot an Interessierte, die an Vorlesungen teilnehmen wollen, ohne dabei als ordentlicher Studierender eingeschrieben zu sein. Anders als beim Schnupperstudium gelte die Teilnahme für ein volles Semester und sei daher an vorhandene Kapazitäten gebunden.

Nach mehrfachen Beschwerden erhält Günther im September 2019 eine E-Mail von der Studierendenadministration, die erklärt, dass Gasthörer in Ausnahmefällen zu Vorlesungen eines zulassungsbeschränkten Studienganges zugelassen werden können. Nämlich dann, wenn der Dozent bescheinigt, dass eine ausreichende Kapazität vorhanden ist. Für das Wintersemester 2019/20 schickt Günther für sieben Vorlesungen E-Mails an die jeweiligen Dozenten. Er erhält durchweg positive Rückmeldungen und Genehmigungen für alle sieben Vorlesungen. Für fünf von diesen meldet sich Günther schriftlich per Post an. Als er seinen Gasthörerschein erhält, ist dieser nur für zwei der fünf Vorlesungen ausgestellt.

Für die anderen drei erhält er trotz Genehmigung der Dozenten keine Zulassung. Die Studierendenadministration begründet das damit, dass die Kapazität eine rechtlich definierte Größe sei und nicht die Größe eines Hörsaals.

Unabhängig davon wäre es aus Sicht der Universität wünschenswert, das Gasthörerprogramm zu erweitern und moderner auszugestalten. Studierende im „normalen“ Studium müssten aber weiterhin Vorrang haben. (mks)

ANZEIGE

Studiert mal, was wir euch bieten!

Verantwortung übernehmen • Werte schaffen • Zukunft sichern!

Ein gutes Rad ist teuer. Guter Rat nicht. Denn als Auszubildender oder Student ist unsere Beratung genauso kostenfrei, wie unser Konto für euch. Gern erläutern wir euch unsere maßgeschneiderten Studenten- und Jugendkonten und stehen euch mit Rat und Tat zur Seite.

HEIDELBERGER VOLKSBANK
Ihre Bank

Hochschule in Kürze

Besser bechern

Das Studierendenwerk zieht Bilanz: 138000 Einwegbecher konnten ein Jahr nach der Einführung eines Pfandsystems für Mehrwegbecher eingespart werden. Das sind im Vergleich zum Vorjahr bei konstant hohem Kaffeekonsum mehr als 30 Prozent. Seit dem 1. Mai 2018 ist der Becher in allen Cafés des Studierendenwerks im Umlauf. Er besteht aus recyclebaren Materialien, ist 100 Prozent „Made in Germany“, spülmaschinentauglich und mikrowellenfest. Er enthält kein Bisphenol A oder andere schädliche Weichmacher und wird umweltschonend bei niedriger Verarbeitungstemperatur von 200 Grad hergestellt. Zum Vergleich: Glas wird bei circa 800 Grad, Porzellan bei 1000 Grad hergestellt. Das Pfand für den Becher beträgt 3,50 Euro, für den Deckel 1,50 Euro. (nsk)

„Lernen am Limit“

Am 30. Oktober fand auch in Heidelberg der Aktionstag „Lernen am Limit“ statt. Mit einer Demonstration, einem Workshop und anschließender Podiumsdiskussion sollte auf die Unterfinanzierung der Hochschulen aufmerksam gemacht werden. Bis zum Jahr 2025 wird der zusätzliche finanzielle Bedarf der Hochschulen auf 1,2 Milliarden Euro steigen, so die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Bildungsministerin Theresia Bauer sagte, sie teile das Anliegen der Studierenden und wolle weiter mit den Hochschulen verhandeln. (stw)

Wieso juckt es keinen?

Studierende zeigen wenig Interesse an Hochschulpolitik. Das Recherchezentrum Correctiv sucht nach Gründen für die Politikverdrossenheit

Demokratie ist wichtig, auch an den Hochschulen. Studierende können sich dort in eigenen Vertretungen für ihre Interessen einsetzen. So können sie beispielsweise Studierende mit Notfallstipendien unterstützen oder Beratungsstellen gegen Diskriminierung jeglicher Art einrichten.

Auf diese Weise machen Verfasste Studierendenschaften (VS) vieles möglich. Sie bestehen aus den Studierenden einer Hochschule und verfügen über eigene Finanzen. Diese studentische Form der Selbstverwaltung gibt es in allen Bundesländern außer Bayern. Die demokratische Vertretung der VS ist in Heidelberg der Studierendenrat (StuRa), der sich aus Fachschaftsvertretern und Vertretern von Hochschulgruppen, den sogenannten Listenvertretern, zusammensetzt. Alle immatrikulierten Studierenden haben das aktive (sie dürfen wählen) und das passive Wahlrecht (sie dürfen gewählt werden). Die studentischen Vertreter setzen sich bei Konflikten mit der Hochschulleitung für die Studierenden ein. So bietet der StuRa Heidelberg beispielsweise eine kostenlose Rechtsberatung, die unter anderem Themen wie Hochschul- und Prüfungsrecht oder BAföG behandelt. Außerdem kann die VS Stellung zu der hochschulpolitischen Entwicklung auf Bundes- und Landesebene beziehen und sich für bessere Studienbedingungen einsetzen.

VS und StuRa haben also einen direkten Einfluss auf das Leben der Studierenden.

Doch die Hochschulpolitik steckt in der Krise: Nur wenige Studierende interessieren sich für den StuRa oder die Hochschulwahlen. Mit einer Wahlbeteiligung von 14,84 Prozent bei der letzten StuRa-Wahl befindet Heidelberg sich bereits im guten Mittelfeld: An den meisten deutschen Hochschulen kommt die Wahlbeteiligung kaum über zehn Prozent.

Aus diesem Grund hat das gemeinnützige Recherchezentrum Correctiv das Projekt „Warum wählst du?“ ins Leben gerufen. Mit einem Online-Fragebogen, einem sogenannten CrowdNewsroom, wollen die Initiatorinnen herausfinden: Wie demokratisch und transparent arbeiten Verfasste Studierendenschaften? Warum ist die Wahlbeteiligung so niedrig? Erschweren Hochschulleitungen die Arbeit der VS? Was kann man besser machen? Wo gibt es positive Beispiele?

Zusammen mit Studierenden aus ganz Deutschland ist dafür Ende August der CrowdNewsroom gestartet. Ziel der gemeinsamen Recherche ist es, mit Studierenden aus ganz Deutschland die Demokratie an Hochschulen zu stärken.

Die Recherche will über die Arbeitsweise von Studierendenschaften informieren. Denn wer sich damit auskennt, kann sich selbst besser ein-



Bild: Correctiv

bringen. Außerdem gibt es bisher kaum umfassende Daten über Studierendenschaften in Deutschland. Das soll die Recherche ändern. Studierendenschaften sollen dazu angehalten werden, ihre Arbeit stärker offenzulegen. Nur so ist demokratische Kontrolle möglich. Die Recherche soll die Debatte über Hochschulpolitik wieder anregen und Studierende miteinander ins Gespräch bringen.

So kannst Du mitmachen: Du kannst über die Online-Plattform „Warum wählst Du?“ von der Situation an Deiner Hochschule erzählen und Informationen übermitteln. Deine Daten werden natürlich vertraulich behandelt. Der CrowdNewsroom läuft online bis einschließlich 15. Dezember. (stw)



Hörsaal XL fürs Feld

Der Campus im Neuenheimer Feld wird erweitert. Der neue Gebäudekomplex soll das erste Auditorium Maximum der Universität unterbringen

Ab Herbst nächsten Jahres wird ein neuer Lern- und Hörsaalkomplex mit Auditorium Maximum auf dem naturwissenschaftlichen Campus im Neuenheimer Feld entstehen. Auftraggeber für das Projekt ist die Klaus-Tschira-Stiftung (KTS), die der Universität Heidelberg 2015 bereits das Mathematikonschenkte.

Das Gebäude soll dabei nicht nur neue Lern- und Ausstellungsräume bieten: Auch die zentrale Campusbibliothek soll in den Neubau umziehen. Kernstück des Gebäudekomplexes ist neben zwei zusammenschaltbaren Hörsälen mit insgesamt 500 Sitzplätzen vor allem das Audimax. Hier sollen bis zu 913 Studierende Platz finden. Nach diesem „Auditorium Extra Large“ soll das Gebäude auch benannt werden und daher den Namen Audimax tragen.

Für die Universität stellt der Bau eine große Erweiterung dar – ihr bisher größter Hörsaal hat lediglich 620 Sitzplätze. Deshalb ist es momentan auch noch nötig, große Veranstaltungen wie etwa Grundvorlesungen der Medizin auf verschiedene Säle aufzuteilen. Dank des neuen Audimax dürften diese Maßnahmen jedoch bald der Vergangenheit angehören.

Laut Marietta Fuhrmann-Koch, der Sprecherin der Universität, war der Bau eines zentralen Hörsaalgebäudes nördlich des Neckars schon lange geplant.



Foto: Architekten Bernhardt+Partner, Darmstadt

Das Gebäude soll sowohl Hörsaal als auch Lernzentrum beheimaten

Aufgrund des Sanierungsstaus konnte man jedoch nicht mit einer Finanzierung durch das Land rechnen. Daher mussten die Pläne vorerst auf Eis gelegt werden, bis sich die KTS dazu bereit erklärte, das Bauvorhaben umzusetzen. Diese kündigte zudem an, das Gebäude sowie die Inneneinrichtung dem Land Baden-Württemberg zu schenken.

Die gemeinnützige Stiftung hat sich die Förderung der sogenannten MINT-Fächer, also Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik, zum Ziel gesetzt und trägt den Namen des 2015 verstorbenen Physikers Klaus Tschira. Nach dem Haus der Astronomie, dem Advanced Training Centre des Europäischen Laboratoriums für Molekularbiologie und dem Mathema-

tikon, das ebenfalls zum Campus im Neuenheimer Feld gehört, ist das Audimax das vierte Bauvorhaben in Heidelberg, an dem sich die Stiftung beteiligt.

Bekannt gegeben wurden die Pläne erstmals im Oktober 2017 durch Rektor Bernhard Eitel auf der Jahresfeier der Universität. Mit der Umsetzung wurde das Darmstädter Architektenbüro Bernhardt + Partner beauftragt, das bereits in der Vergangenheit für die Planung verschiedener Bauprojekte der KTS zuständig war.

Auch die Vorstellung des Vorhabens vor dem Bauausschuss der Stadt ist bereits erfolgt und stieß laut Fuhrmann-Koch bei allen Fraktionen auf sehr positive Resonanz. Der entsprechende Bauantrag soll dann Ende des Jahres gestellt werden. Als Standort für das Hörsaalgebäude wurde das Gelände des alten Mathematik-Gebäudes in Verlängerung der Mönchhofstraße ausgewählt, das in naher Zukunft abgerissen werden soll. Der Baubeginn des Projekts ist für den Herbst 2020 geplant. (cas)

Kommentar

Es bröckelt trotzdem weiter
von Hannah Steckelberg

Asbest im Anglistischen Seminar, keine Heizung in den Altertumswissenschaften und eine einsturzgefährdete Jurabibliothek – aber auch Asbest im Biologischen Institut, kalte Zugluft aufgrund undichter Fenster und kaputte Türen in der Geographie sowie Ratten in vielen Kellern des Neuenheimer Feldes. Entgegen der Annahme vieler Geisteswissenschaftler ist der Sanierungsstau der Universität kein reines Altstadtproblem. Alle drei Campus sind betroffen, jedes Institut kämpft gegen den Zahn der Zeit.

800 Millionen Euro beträgt der Sanierungsstau in Heidelberg. Und dann, so denkt sicher der ein oder andere Altstadtstude, kommt so eine dahergelaufene Stiftung eines Multimilliardärs, die wie alle Stiftungen wieder nur Mathematik und Naturwissenschaftler fördert, und baut das Mathematikons. Alle anderen Institute sind ganz blass vor Neid, da verkündet die Stiftung des verstorbenen SAP Gründers Klaus Tschira, dass sie auch ein komplett neues Audimax im Feld bauen wird und die Geisteswissenschaftler schäumen vor Neid.

Nur: Dass Klaus Tschira beschlossen hat, mit seiner Stiftung die Naturwissenschaften, die Mathematik und

die Informatik zu fördern, ist zwar schade für die Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch sein gutes Recht. Schließlich kosten die teuren Geräte der Physiker und Molekularbiologen mehr als die Reclamheftechen der Germanisten.

Es ist schade, dass man lieber schicke Neubauten baut, als dringend notwendige Sanierungen tätigt. Es ist aber nicht die Schuld der Klaus-Tschira-Stiftung, dass das Land Baden-Württemberg die Infrastruktur der Universitäten seit Jahren vernachlässigt und verfallen lässt und dass der Bund gar kein Geld zum Hochschulbau bereitstellt. Und es sollte auch nicht die Aufgabe privater Stiftungen sein, Universitäten zu sanieren und zu sichern.

Dass die Klaus-Tschira-Stiftung der Universität ein Audimax spendet, ist sehr großzügig und eine gute Sache und es sei den Naturwissenschaftlern gegönnt. Aber dieses neue Audimax ist nichts anderes als ein schickes Pflaster auf einem asbestinfizierten Wunde. Denn das wahre Problem ist, dass das Land kein Geld zur Sanierung stellt. Das wahre Problem sind die fehlenden 800 Millionen Euro, die es bräuchte, um die Universitätsgebäude vor dem Verfall zu retten.

ANZEIGE



heidelberger tafel e.V.
Helfen Sie uns zu helfen!
Die Heidelberger Tafel e.V. ist auf ehrenamtliche Helfer angewiesen, um helfen zu können.
Wir suchen tatkräftige Unterstützer als Fahrer, Beifahrer und Bürokräfte.
Für Mittwochabend werden besonders Frauen als Fahrer gesucht.
Telefon 06221/166579)
oder schreiben sie uns eine E-Mail an: heidelberger_tafel@hotmail.com

Ehrlichkeit statt Smalltalk

Die neue Hochschulinitiative Dedda fördert offenen Umgang mit psychischen Problemen, indem sie wöchentliche Gesprächsrunden anbietet

Begrüßt wird man überall mit einem „Wie geht's dir?“ oder „Wie läuft das Studium?“. „Ich habe fünf anstehende Klausuren, sitze täglich bis tief in die Nacht in der Bibliothek, frage mich jeden Morgen beim Aufstehen, wofür ich das hier eigentlich alles tue, und weiß gar nicht so recht, wie lange ich es hier noch aushalte.“ Das wäre die ehrliche Antwort. Stattdessen hört man aus dem eigenen Munde ein „Alles gut, und bei dir so?“, und man verfällt im Handumdrehen in Smalltalk.

Doch warum trauen wir uns nicht, mal zu sagen, wie es uns wirklich geht? Dass einen das Studium überfordert, dass man an manchen Punkten so gar nicht weiterweiß und sich am liebsten einfach in sein Bett verkriechen und nie wieder rauskommen würde, ist ein sehr verbreitetes Problem unter Studierenden. Angesprochen wird dieses Thema unter Freunden oft nur kurz – das Ausmaß des Problems wird selten ganz klar.

Doch die Konsequenzen können gravierend sein. Spricht man nicht mit anderen Menschen über seine Probleme, so werden depressive oder nervöse Gedanken oft nur noch verstärkt. An dieser Stelle setzt die neue Hochschulinitiative Dedda an. Die Gruppe engagiert sich für offeneren Austausch zwischen Studenten beim Thema psychische Probleme.

Gegründet wurde sie von Bella, Germanistik-Studentin im Bachelor, und Tobi, der in Physik promoviert. Jeden Montag finden dazu um 19 Uhr im Dachgeschoss des Marstallcafés sogenannte „Realtalk-Abende“ statt, bei denen die Möglichkeit besteht, anonym über jegliche Sorgen des Alltags sprechen zu können. Was im Marstall besprochen wird, bleibt auch im Marstall. Somit erhofft sich das Paar, dass sich Studierende ermutigt fühlen, ihre Sorgen vom Leib zu reden und zusammen Lösungen zu finden. Dabei haben sie auch keine Hemmungen, selbst an der Diskussion teilzunehmen. Tobi hat besonders im Master sehr unter psychischen Problemen gelitten, weswegen er seit Längerem eine Psychotherapie macht. Seine Probleme sieht er als Potenzial: „Der beste Schritt, Menschen das Vertrauen zu geben, ist, zu ihnen zu gehen und zu sagen „Hey, ich erzähl' dir was von mir. Vielleicht magst du mir auch von dir erzählen.“

Zur Gründung wurde Tobi von seiner Tätigkeit als Tutor beeinflusst, wo er immer wieder mit den psychischen Problemen der Studierenden konfrontiert wurde, die seiner Meinung nach häufig durch das Hochschulsystem ausgelöst werden. Der hohe Leistungsdruck und die Konkurrenz untereinander machen es nicht leicht, das Studium zu absolvieren.

Darum sehen Tobi und Bella auch so einen großen Bedarf für Dedda. Die Nightline, eine Hotline, die nach 22 Uhr anonym erreichbar ist, sei zu unpersönlich, um eine längerfristige Beziehung aufzubauen und ist außerdem in den Semesterferien nicht verfügbar. Bei der Psychosozialen Beratungsstelle für Studierende (PBS) werden viele immer noch durch den Stempel „psychisch krank“ abgeschreckt. Dabei ist die PBS keine Anlaufstelle für Psychotherapie, sondern eine Beratung um eine Strategie zur Problemlösung zu finden. Das heißt jedoch nicht, dass die PBS ausstirbt – mittlerweile ist ein fester Termin kurzfristig sehr schwer zu bekommen. Doch der leitende Psychologe Hofmann sieht darin auch eine positive Tendenz: „Es kann auch sein, dass die Akzeptanz steigt. Dass



Foto: nni

Gefesselt von der Vergangenheit, gestresst von der Gegenwart und kein Blick auf die Zukunft

es nicht so stigmatisiert ist wie vor zehn Jahren, wenn man mit etwas nicht zurechtkommt und deswegen zum Psychologen geht.“ Hofmann empfiehlt außerdem, für eine erste Einschätzung einen Hausarzt aufzusuchen, um herauszufinden, ob eine Psychotherapie sinnvoll ist.

In Zukunft möchten auch Bella und Tobi eine Verbindung zu anderen Institutionen aufbauen und Studie-

rende an diese weiterleiten oder weitergeleitete Studierende aufnehmen. Im Gespräch mit den beiden wird klar: Ihnen ist das Thema wichtig. Sie möchten das Stigma brechen und mehr Gemeinschaft in das Studentenleben einführen. Was die beiden den Interessenten ans Herz legen würden: „Ich weiß, die Hemmschwelle ist groß, aber gebt uns doch einfach mal 'ne Chance.“ (nat)

7 Tage...



Wohnungslos

Wie schnell es gehen kann, ohne Wohnung und ohne Geld dazustehen, hat unsere Autorin selbst erlebt. Ein persönlicher Bericht über die Fehler im System



Foto: nni

Menschen lassen sich leider nur schlecht in Umzugskartons lagern

Unverschuldet und plötzlich – diese Kriterien müssen erfüllt sein, um beispielsweise die Hilfe des Notlagenstipendiums für finanziell schwierige Situationen in Anspruch nehmen zu können. Das Stellen einer Schuldfrage, das Aufwerfen von moralischen Kategorien steht oft zu Anfang der Betrachtung von Obdachlosigkeit. Schließlich kann man ja einfach arbeiten gehen und „in Deutschland muss keiner auf der Straße leben“. Wohnungslosigkeit, das passiert mir doch nicht, nicht wenn ich es bis nach Heidelberg an die Uni geschafft habe, nahm auch ich bisher naiv an. Doch an einem

Abend im Oktober erhielt ich eine Mail, dass ich bis in zwei Tagen mein Wohnzimmer räumen solle. Ansonsten laufe ich Gefahr, aufkommende Kosten für die Nachmieterin zu tragen. Zwischen der Nachricht und dem Auszugstermin, am übernächsten Tag um 11 Uhr, lag ein Feiertag. Der Beginn eines unfreiwilligen Experiments: sieben Tage Wohnungslosigkeit.

Zwar bin ich nicht auf der Straße gelandet, ich wurde aufgefangen durch Freunde, die mir Unterkunft, Essen und Gesellschaft schenkten. Doch beinahe gleichzeitig endete mein BAföG, Gehalt von meinem

Nebenjob würde ich erst Ende des Monats bekommen – eine neue Miete und Kautions sind nicht drin. Natürlich erreichte mich jene Mail nicht aus heiterem Himmel. Es gibt eine Wohnhöchstdauer, diese lässt sich verlängern, indem man Sonderaufgaben übernimmt: Das heißt, die Hausmeister unterstützen bei Dingen wie Müll sammeln, Wohnungen putzen. Die Anmeldefrist dafür hatte ich verpasst, dann verspätet mit der Arbeit angefangen, zum Auszugstermin fehlte noch ein Tag Arbeitsstunden. So gesehen bin ich verdienterweise in eine Notlage geraten.

Jedoch kann man das Narrativ auch anders erzählen, Faktoren in den Blick nehmen, die sich nur schwer in Zahlen fassen lassen.

Hashtag mentale Gesundheit: Gelegentliche depressive Phasen hatten die nervige Eigenschaft, viel Raum und Energie einzunehmen, dabei rückten Konzepte wie Regelstudienzeit eher in die Ferne. Dazu ein Erlebnis im Sommer, das ich nach mehreren Monaten nun als traumatisch fassen kann, dessen Beschreibung eher auf Twitter in der MeToo-Bewegung Platz finden würde als hier. Priorität hatte erst einmal die Suche nach einem Therapieplatz, gleichzeitig der Versuch, Uni, *ruprecht* und Arbeit zu jonglieren. Dies soll weder Recht-

fertigung oder Entschuldigung sein, noch ein Versuch Mitleid zu erhalten. Exemplarisch kann es aber doch verdeutlichen, dass viele Faktoren in eine derartige Krise führen können. Vielleicht ein Aufruf nach Empathie und Menschlichkeit für diejenigen, die nicht durch ihr soziales Netz in einer symbolischen Hängematte landen konnten. Gegenüber denjenigen, die man so gerne an den Rand der Gesellschaft schiebt, auf der Straße ignoriert und die unsichtbar unter einer Brücke landen.

Keine Adresse zu haben ist ein Dilemma. Man benötigt eine Wohnung um Arbeitsverträge unterzeichnen zu können, um Dinge wie Wohngeld zu beantragen. Eine Zeit lang lassen sich zwar noch Schreiben aus dem früheren Briefkasten fischen, doch vor allem um unbezahlte Rechnungen in der Hand zu halten. Die Überlegung, ob ich meinen Sprachkurs, der studiumsnotwendig ist, bezahlen oder mich um liegengeliebene GEZ-Gebühren kümmern sollte, führt angesichts der vierzig Cent auf der Bank ins Nichts.

So stehen erst einmal existentiellere Dinge im Vordergrund – das Essen für die nächsten Tage beispielsweise. Plasmaspende ist dabei eine Option, schnell an ein wenig Geld zu kommen. So liege ich also mit

einer Nadel im Arm und der Aussicht auf 20 Euro in einem weißen Raum und überlege mir, ob ich hier meinen Körper verkaufe oder eine Art indirekten Autokannibalismus betreibe. Mit Plasmaspendengeld und Ironie lässt es sich tatsächlich einige Zeit überleben.

Es klingt nach einer Ausrede, doch geliehene Bücher verschwanden in Umzugskartons, die offenen Gebühren bei der UB summierten sich so weit, dass ich gesperrt wurde, weshalb ich meine Hausarbeiten nicht weiter schreiben kann. Zwangsweise Prokrastination bis zum Ende des Monats. Sich nur eine Mahlzeit am Tag leisten zu können, ist einfach Intervallfasten. Auch den Namen „Zukunftskonto“ für meine Sammlung an Cents kann ich nur als Sarkasmus seitens der Sparkasse verstehen.

Insgesamt sind aus sieben Tagen mehr als zwei Wochen geworden. Trotzdem, ich hatte Glück, ich konnte mir bei Freunden Geld für Miete und Kautions leihen und bekam ein WG-Zimmer vermittelt.

Mein Leben fühlt sich noch immer an wie eine Baustelle ohne Bauplan und mit mangelnden Sicherheitsvorkehrungen – doch das Gefühl, endlich in einem eigenen Bett eine Nacht durchschlafen zu können, ist ein wichtiger Anhaltspunkt. (nbi)

Flottes Flossenflattern

Obwohl wenig bekannt und oft belächelt, ist Unterwasserhockey eine ernstzunehmende Sportart. Es erfordert Teamkompetenz, schnelle Reaktionen und einen langen Atem

Wir staunen nicht schlecht, als Phine uns erklärt, dass der klobige, mit Silikon überzogene Gartenhandschuh zur offiziellen Ausrüstung des Unisports gehört, den sie seit knapp einem Jahr ausübt. Das passt vielleicht eher in den Requisitenfundus einer Theater-AG, denken wir uns erst. Als sie dann aber erzählt, dass dieser selbstgebastelte Handschuh unter Wasser nicht nur für mehr Griffigkeit am 30 Zentimeter langen, sichelförmigen Schläger sorgt, sondern auch die Hand im Spiel vor Fingerbrüchen schützt, ergibt das Ganze dann doch Sinn. Tja, wie bei jedem Sport ist man auch hier

nicht ganz vor potenziellen Verletzungen sicher, vor allem, wenn der Gegenstand, den man übers Spielfeld jagt, an die anderthalb Kilo wiegt. Hauptsächlich besagte Finger und das Schlüsselbein können da mal in Mitleidenschaft gezogen werden, jedoch erfahrungsgemäß äußerst selten.

Außerdem beinhaltet das Equipment von Phines Sportart Flossen, Wasserballkappe, Tauchermaske und Schnorchel mit Mundschutz. Die Tore sind drei Meter lange Metallrinnen mit Rampe am Boden der Querseiten. In anderen europäischen Ländern, wie Frankreich und Großbritannien, ist die Randsportart schon deutlich bekannter: das Unterwasserhockey.

Erfunden von einem englischen Tauchlehrer, um seine Taucher im Winter fit zu halten, und im Original „Octopush“ genannt, erfreut es sich langsam aber sicher wachsender Beliebtheit in Deutschland. Die Grundregeln sind immer gleich. Nummer eins: kein Körperkontakt. Phine wirft ein, dass Flossenkontakt nicht zu vermeiden sei – die bekomme jeder mal beim Umdrehen aus Versehen ins Gesicht. Regel zwei: Der Puck darf nicht in Kopfnähe geflickt werden. Flicken bedeutet,

den Puck durch eine bestimmte Handbewegung durch Reibung am Schläger haften zu lassen, sodass er im

Wasser bis zu vier Meter weit katalpultiert werden kann.

Eine weitere Grundregel betrifft dann den Umgang mit den Schiedsrichtern: Diese dürfen während des Spiels nur von den Mannschaftskapitänen oder Vize-Kapitänen zwecks Klärung einer Entscheidung angesprochen werden. Insgesamt gibt es ganze vier Schiedsrichter: zwei unter Wasser, einen Hauptschiedsrichter über Wasser und einen Protokollschiedsrichter. Unterwasserhockey ist dreidimensional – oft wird aufgetaucht zum Luftholen, aber ein Großteil der Zeit unter Wasser wird schwimmend am Beckenboden verbracht, teilweise 20 bis 30 Sekunden lang. Daher machen Unterwasserho-

„Jeder bekommt mal eine Flosse ins Gesicht“



Unter der Wasseroberfläche geht es zeitweise zu wie im Piranhabecken

ckespieler zum Aufwärmen Apnoe-Übungen, um die Lunge zu trainieren.

Hierzulande gibt es bereits sieben Mannschaften, die sich in der Deutschen Liga messen können, darunter auch der TCO Weinheim, der Unterwasserhockey als Unisport anbietet. Während seines Auslandsaufenthaltes in Großbritannien inspiriert, etablierte der Heidelberger Trainer Conrad Wagner den Sport hier gemeinsam mit seiner Freundin Sabina Hillebrandt und Marc Hänsel. Dreimal wöchentlich treffen sich die wasserbegeisterten 18- bis 33-jährigen Spieler und Spielerinnen, welche von Chemie bis Philosophie alles Mög-

liche studieren oder bereits berufstätig sind.

Einen Funken ihrer Leidenschaft für den exotischen Sport bekommen wir zu spüren, als Phine von der Hinrunde der Deutschen Liga in Hannover berichtet, bei der ihr Team erst Ende Oktober angetreten war. Die Spieldauer kann auf nationaler Ebene individuell festgelegt werden, in Hannover dauert eine Halbzeit zum Beispiel sieben Minuten. Als Zuschauer ist es leider selten möglich, hautnah dabei zu sein – der Beckenrand markiert schließlich das Spielfeld. So müssen eben die Spieler selbst für gute Stimmung sorgen und

die Schwimmhalle gleicht bei spannenden Wettkämpfen, wie denen zwischen den Erzrivalen Heidelberg und München, vom Lautstärkepegel her einem vollen Fußballstadion während eines Derbys. Durch den Status der Randsportart kennt man sich auch mannschaftsübergreifend ganz gut, was in der Regel bedeutet, dass nach dem Spiel eine Feier in familiärer Atmosphäre und mit ordentlich Essen und Musik veranstaltet wird. Nach diesem spannenden Wettkampfwochenende auf nationaler Ebene dürfen sich die Oktopusse vielleicht bald auf eine Teilnahme an der Weltmeisterschaft in Australien freuen. (usb, las)



Phine in voller Montur: Die Schutzausrüstung wirkt ein wenig befremdlich

ANZEIGE

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
- * kleine Arbeitsgruppen
- * erfahrene Dozenten

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut

69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Radler im Studentengewächshaus

Das Café Botanik – eine Liebeserklärung an Currywurst mit Pommes, Welde-Radler und ein unvergleichliches Ambiente

Wer im Neuenheimer Feld studiert, hat es wahrlich nicht leicht. Diverse Baustellen dekorieren die Landschaft. Die drohende Betonkulisse des Theoretikums wirkt im Novemberregen wie aus einem dystopischen Science-Fiction-Film à la „Blade Runner“, welcher übrigens im November 2019 spielt.

Es herrscht ein eklatanter Mangel an Ausgelmöglichkeiten: Das Feld ist umgeben von Neuenheim (kneipenfreies Villenviertel), dem Handschuhsheimer Feld (verstreute Biohöfe, streunende Hasen und viel Einsamkeit) und dem Neckar (ohne eigenes Partyboot nicht empfehlenswert).

Dabei wäre etwas Entspannung doch so nützlich in einem Leben, welches zwischen Vorlesung, Arbeitsblättern, Tutorium, Labor, Mensa und Bett spielt. Während die Altstadt ihren Studenten Marstall, Triplex und zahllose Bars zum fortgeschrittenen Prokrastinieren bietet, bleibt dem Naturwissenschaftler im Feld nur das Café Botanik: Hell erleuchtet steht es da in dunkler Nacht und weist mit seinem Neonschild den rechten Weg.

Es ist der Ort, wo man sich zum ersten Date trifft, wo Freundschaften geschlossen, aufgekündigt und Geständnisse gemacht werden. So

manches Gespräch im „Botanik“ war schon hilfreicher als ein Besuch beim Psychotherapeuten.

Man trifft auf das ersehnte Studentenleben begierige Erstis mit glänzenden Augen und Masterstudenten, welche eben dieses Studentenleben satthaben. Dazwischen Doktoranden, von denen einige wieder glänzende Augen haben – vor Tränen, wenn wieder einmal ein Experiment

kläglich gescheitert ist, ohne auch nur die kümmerlichsten Daten zu liefern. Dann helfen Pizza, Currywurst mit Pommes und ein obligatorisches Welde-Radler. Ob das Essen gut ist, sei dahingestellt: Irgendwann mag es jeder.

Und sollte das Café Botanik doch trister sein als in diesem höchst subjektiven Text beschrieben, eines ist es sicher: alternativlos. (nni)

ANZEIGE

IN DEN SPUREN DER NATUR

Das Beste günstig Unsere Produktlinie für den kleinen Geldbeutel

IN DEN SPUREN DER NATUR

€1,99

1 kg vom Laib Bauernlaib Natur mit echtem 3-Stufen-Natursauerteig ohne Hefezusatz

Lebe Gesund in Heidelberg
Hauptstr. 168, Mo.-Sa. 8-20 Uhr, So. 14-17 Uhr
Tel. 06221/40 44 901 www.LebeGesund.de
10% Studenten-Rabatt jeden Montag + Donnerstag

Vegane Brotaufstriche/Dips
Hokkaido Curry 135g nur € -,99
Gurkenfrisch 180g nur € 2,29

Bei deinem Einkauf:
1/2 Pfund Steinmühlen-Brot gratis!
pro Person 1 Gutschein

„Wir versuchen gegenzusteuern“

Wolfgang Ernst ist Förster des Heidelberger Stadtwaldes. Ein Gespräch über die Geschichte des Waldes, Borkenkäfer und die Auswirkungen des Klimawandels

Herr Ernst, auf Matthäus Merians Kupferstich aus dem Jahr 1620 ist auf dem Königsstuhl nur wenig Wald zu erkennen. Wie kam Heidelberg zu seinem heutigen Stadtwald?

Zunächst hatte das strategische Gründe. So konnte man Angreifer auf das Schloss schon von Weitem sehen. Früher war aber auch die Bedeutung des Holzes als Brennstoff und Baumaterial und später dann in der Köhlerei größer. Es fand eine Übernutzung des Waldes statt.

Und wie kam es dann zur Aufforstung des Königsstuhls?

Da gab es mehrere Wellen. Das hat zunächst mal damit begonnen, dass Samen aus dem Odenwald gesammelt, vermischt und ausgesät wurden, die noch heute in der Literatur zu findende „Odenwälder Mischsaat“. Da sich die Laubbäume in der ersten Generation oft schwerer tun, insbesondere auf schlechten Böden, nahm der Nadelbaumanteil in Heidelberg stetig zu. Hinzu kam das Problem, dass der Wald gleichzeitig noch Waldweide war und die Kühe und Ziegen besonders die jungen Laubhölzer gerne fraßen.

Wie sah dieser ursprüngliche Odenwald denn aus?

Die dominante Baumart bei uns wäre mit etwa 70 bis 80 Prozent der Fläche die Buche. Die Fichte dagegen kommt von Natur aus bei uns im Odenwald gar nicht vor. Sie kommt in den Hochlagen, in den Hochmooren in Oberschwaben und natürlich in Skandinavien und Russland vor.

Wodurch kam ihr weiterer Siegeszug dann zustande?

Die Reinertragslehre, die Ende des 19. Jahrhunderts das Forstwesen prägte, spielte der Fichte in die Karten. Die Fichte produziert auf einem Hektar etwa 450 Kubikmeter Holz. Das Gleiche kann zwar auch die Buche liefern, doch diese braucht dafür statt 80 Jahren etwa 150 Jahre. Auch für ihre geraden Schäfte wurde sie geschätzt. Waren im Mittelalter noch Buchen und Eichen mit viel Astmaterial als Brennholz gefragt, wurde die Fichte nun für ihren hohen Stammholzanteil zum idealen Lieferanten für Bauholz. Das führte dazu, dass man die Fichte in großen Stil anpflanzte. Die Nachfrage nach Bauholz wurde durch andere Materialien aber wieder verringert.

Warum setzte man auch im 20. Jahrhundert auf die Fichte?

In Deutschland gab es damals große Autarkiebestrebungen und die relativ hohen Erträge der Fichte führte zu einer größeren Unabhängigkeit von Importen.

Und nach dem Zweiten Weltkrieg?

Die Reparationszahlungen an die Alliierten mussten auch in Form von Holz gezahlt werden. Die Wälder wurden auf großer Fläche im Kahlschlag abgeerntet. Als man danach wieder neuen Wald begründen wollte, hat man aus der Not heraus wieder die Fichte gewählt. So sind die reinen Fichtenbestände, welche wir an der Kuppe des Königsstuhles vorfinden, aus dieser Zeit.

Wann kam es zu einem Umdenken?

Die sogenannten Jahrhundertstürme in den 90er Jahren waren ein weiterer gravierender Einschnitt für die Forstwirtschaft. Seit 1991 hat man die Forstwirtschaft consequent



Wolfgang Ernst hat als Förster für den Heidelberger Wald bereits das Waldsterben in den 80ern und die Jahrhundertstürme seit den 90ern erlebt

umgestellt. Statt dem Kahlschlag, bei dem alle Baumarten auf einer Fläche gefällt werden, ist heute die Naturverjüngung üblich. Bei dieser lässt man die heruntergefallenen Samen den neuen Wald begründen. Seitdem haben wir nur noch dort gepflanzt, wo entweder die Borkenkäfer oder ein Sturm uns Lücken beschert haben oder wir bewusst eine Änderung vornehmen wollten. Aufgrund des Borkenkäfers und der stärkeren Stürme wird seit geraumer Zeit vermehrt auf Laubholzarten gesetzt.

Und wie geht es ihm nun, unserem Heidelberger Stadtwald?

Wenn man jetzt momentan durch den Wald läuft, sieht man noch wenig vom Klimawandel oder vom Absterben der Bäume. Dem Übersäuerung der Böden ausgelöste Waldsterben in den 70er und 80er Jahren wurde durch die Entschwefelung der Großkraftwerke etwas Einhalt geboten. Auch die Bodenschutzkalkungen haben geholfen, die Versauerung der Böden zu reduzieren.

Aber?

Aber wir haben die letzten Jahre gemerkt, dass der Klimawandel den Bäumen extrem zusetzt. Die Hauptwachstumsphase der Bäume findet ja im Mai und Juni statt. Dann sollten die auch mit Niederschlägen üppig übersät werden. In den letzten Jahren sind wir jedoch oft von einem trockenen Frühjahr in einen heißen Sommer übergegangen.

Wenn es dann mal regnet, dann haben wir Starkregen, bei dem das Wasser schnell abfließt. Ein niederschlagsreicher Winter, in dem langsam der Schnee schmilzt und in den Boden sickert, das fehlt uns.

Was ist mit dem Borkenkäfer, von dem man diesen Sommer überall lesen konnte?

Je heißer und trockener, desto mehr sind Insekten im Vorteil, insbesondere der Borkenkäfer. Da es bereits im Frühjahr warm genug für seine

Fortpflanzung ist, konnte er in den letzten Jahren bis zu drei Generationen hervorbringen.

Der Borkenkäfer ist besonders für die Fichte ein Problem. Machen die anderen Baumarten mehr Hoffnung?

Bei der Buche haben wir ein Problem, wenn sie starker Sonneneinstrahlung ausgesetzt ist. Da platzt schon mal die Rinde auf, wenn über mehrere Stunden über 35

Grad herrschen. Die Wasserleitungen des Baumes verlaufen unter der Rinde und haben einen kühlenden Effekt von 1 bis 3 Grad. Bei diesen hohen Temperaturen kann der Baum kein Wasser mehr nach oben transportieren und der kühlende Effekt geht verloren.

Die Eiche dient oftmals als Metapher für Robustheit. Kann sie Abhilfe verschaffen?

Auch wenn sie sehr kostspielig sind, haben wir es in den letzten Jahren auch wieder mit der Pflanzung der Eiche versucht, denn sie kommt tatsächlich sehr gut mit der Trockenheit zurecht. Aber unter dem Frost beim Königsstuhl leidet sie massiv. Der Schnee fällt durch die höheren Temperaturen nur nicht mehr als Pulverschnee, sondern in Form von schwerem Nassschnee. Da gleichzeitig die Bäume durch den warmen Herbst relativ lange ihre Blätter behalten, kann es passieren, dass die ganze Pflanze einfach umkippt, wenn sich der Schnee auf sie legt.

Genaue Klimaprognosen sind also entscheidend für sie. Woher nehmen Sie diese?

Wir arbeiten mit der forstlichen Versuch- und Forschungsanstalt in Freiburg zusammen. Dort sitzen Wissenschaftler aus verschiedenen Gebieten und erstellen sogenannte Baumarteneignungskarten. Die Entwicklung des Klimawandels überfordert die Wissenschaftler aber zusehends. Sie springen den Ereig-

nissen hinterher. Wir tapen im Dunkeln. Wir haben eine Auswahl an fremdländischen Baumarten, aber ob diese tatsächlich dem Klima widerstehen können, wissen wir auch nicht.

Bedeutet das, man sollte den Wald in Ruhe lassen?

Nein, die normale Nutzung widerspricht dem nicht. Holz ist als nachwachsender Rohstoff ein klimaneutraler Energieträger zum Heizen. Als Baumaterial wird CO₂ sogar über Jahrzehnte gespeichert. Auch in der Verarbeitung verursacht Holz nur sehr wenig CO₂. Ganz anders sieht es bei der Stahl- oder Zementherstellung aus. Also so gesehen spricht alles für die aktive Holznutzung. Rodungen, bei denen Wald in landwirtschaftliche Fläche umgewandelt wird, finden bei uns ja nicht mehr statt. Dazu kommt noch, dass Bäume in ihrer Jugend ein stärkeres Wachstum haben und somit mehr speichern, als im Alter.

Es kann also gut für das Klima sein, den Wald zu verjüngen?

Ja, aber das ist ja nicht die einzige Aufgabe, die wir als Förster haben. Wir wollen nicht nur Holz produzieren, sondern bemühen uns auch um Artenschutz. Für viele Tiere im Wald sind ältere Bäume von größerem Wert, da diese mehr Totholz in der Krone haben. So brauchen bestimmte Insekten genau solches Altholz. Wir sind also trotzdem daran interessiert, den Wald alt werden zu lassen.

Heidelberg lässt sich die Nachhaltigkeit seines Waldes mit mehreren Zertifikaten bestätigen. Diese schreiben aber auch vor, dass ausschließlich heimische Baumarten angepflanzt werden dürfen. Inwieweit ist das noch sinnvoll, jetzt da sich die Klimazonen verschieben?

In der Tat kann man unseren Stadtwald um eine Höhenzonierung nach unten korrigieren. Aber die Einstufung der Baumarten finde ich etwas befremdlich, denn auch die Esskastanie oder die Walnuss werden als nicht-heimische Baumarten eingestuft, obwohl sogar die älteste wissenschaftliche Beschreibung der Esskastanie aus Heidelberg stammt. Für uns sind aber gerade diese Arten sehr interessant, da sie mit Trockenheit gut zurechtkommen.

Der kühlende Effekt kann auch das Klima innerhalb einer Stadt verbessern. Wie sieht hier die Situation in Heidelberg aus?

Heidelberg hat etwa 50000 Bäume im Stadtgebiet, wovon allein im letzten Jahr etwa 400 abgestorben sind. Das resultiert wohl aus der letztjährigen Trockenschäden. Die diesjährige Trockenheit wird sich nächsten Jahr, wahrscheinlich in noch schlimmerem Ausmaß zeigen. Wir versuchen natürlich gegenzusteuern. Die Gartenplaner tun sich jedoch sehr schwer, noch geeignete Baumarten zu finden.

Das Gespräch führte Joel Seiffer.

ANZEIGE





Collegium Palatinum Heidelberg

- Deutschkurse
- Prüfungsvorbereitung
- Spanischkurse, ab Jan 2020
- Englischkurse, ab Jan 2020




german-courses-heidelberg.com

Der Nazi-Opa des *ruprecht*

Der „lebendige Geist“ der Universität Heidelberg wurde auch durch die studentische Presse erstickt. Wie aus einer Studierendenzzeitung ein Kampfblatt wurde



Foto: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/hdstud1939bis1938>

Der *Heidelberger Student* wurde von den Nationalsozialisten als Propagandaorgan missbraucht

Im Jahr 1929 ist *Der Heidelberger Student* mit dem Anspruch einer unabhängigen Studierendenzzeitung angetreten – doch im Zuge der Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten war von der Unabhängigkeit bald nichts mehr zu sehen. *Der Heidelberger Student* verkam zu einem Sprachrohr des Heidelberger Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (HNDStb). So erklärte Gustav Scheel, HNDStb-Hochschulgruppenführer, in der Ausgabe vom 29. April 1933, dass es auch in der Verantwortung der Heidelberger Studierenden liege, sich an der großen Neugestaltung Deutschlands zu beteiligen. In derselben Ausgabe erschienen die „12 Thesen“ gegen den „jüdischen Geist (...) im deutschen Schrifttum“, den es „auszumerzen“ gelte. Scheel rief die Studierenden zu einer Sammelaktion auf: Die deutschen Studierenden sollten aus sämtlichen Lesehallen und Bibliotheken

nichtdeutsche Werke und Schriften entfernen. Nach einem Fackelmarsch fand am 17. Mai 1933 gegen 22 Uhr die „öffentliche Verbrennung von antivolkischen Propagandaschriften und der jüdisch-marxistischen Zersetzungsliteratur“ auf dem Universitätsplatz statt. Wenig später ermahnte Scheel die Studierenden zur Ordnung und verbot politische Einzelaktionen jeglicher Art. Wer gegen die Regel verstoße, werde aus der NSDAP ausgeschlossen. Im Zuge der Kriegsvorbereitungen gab es laut *Heidelberger Student* einige Versuche, die Studierenden auf den Wehrdienst vorzubereiten, wie beispielsweise durch die Einführung des Wehrsportes. Die Studierendenschaft hatte jedoch nur wenig Interesse am SA-Sportabzeichen und dem militärischen Drill auf dem Universitätsplatz. Des Öfteren wurde sich in der Zeitung über die mäßige Teilnahme am Wehrsport beschwert.

Weitere Aufrufe und Beschwerden gab es über die heute allseits beliebte Marstall-Mensa. Mitglieder der NSDAP sollten sich nur an mit Hakenkreuzen gekennzeichneten Tische setzen, so der *Heidelberger Student*. Da die Mensa schon damals gut besucht war, nahmen sich die Amtsträger der Studierendenschaft das Recht heraus, sich vorzudrängeln, wie in der Zeitung berichtet wird. Wie auch der *ruprecht* musste sich *Der Heidelberger Student* durch Anzeigen finanzieren: Das „NSDAP-Verkehrslokal“ schaltete häufig Werbung in der Zeitung, heute ist das Lokal als „Vater Rhein“ bekannt. Tatsächlich scheint sich im Leben der Heidelberger Studierenden nicht viel verändert zu haben; in vielen Artikeln beklagt man sich über die Wohnungsnot und überfüllte Hörsäle. Das sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass parallel dazu die Hochschule dem Führerprinzip

unterworfen wurde: Gewaltbereitschaft war allgegenwärtig. Mit der Erlassung der Nürnberger Gesetze und dem Deutschen Beamtenengesetz wurden schließlich alle Juden ihrer Ämtern in der Heidelberger Universität enthoben. Mit fortschreitender Jahreszahl mehrten sich nun auch die Propagierungen des „heiligen Verteidigungskrieges für Leben, Ehre und Freiheit des Volkes“. Außerdem ging der Studentenbund 1936 ein Abkommen mit der SA ein, welches beinhaltete, dass sogenannte Stammmannschaften aufgestellt werden sollten. Die Organisationen setzten sich aus besonders vorbildlichen nationalsozialistischen Studenten zusammen. Ihre Aufgabe bestand darin, das nationalsozialistische Gedankengut in der Studierendenschaft zu verbreiten. Die Berichtserstattung durch den *Heidelberger Student* endete im Februar 1938 abrupt. (Iew, rbc)

Ausgeschenkt

Für die Kaffeepause nach Italien

Das kleine Restaurant „La Bruschetta“ in der Plöck lädt in familiärer Atmosphäre zu Kaffee und Spaghetti ein

Was er von seiner Speisekarte empfehlen würde? – „Alles“, sagt Pasquale Longobardi, Inhaber von „La Bruschetta“ in der Plöck 56. Wenn er sich aber auf zwei Sachen festlegen müsste, wären das die Trüffelspaghetti oder das Risotto. Das Restaurant gibt es seit vier Jahren, es liegt fußläufig zur Unibib und ist Anlaufpunkt für Studierende, die mal eine Kaffeepause brauchen. Das Restaurant bietet die normalen Kaffeevariationen, einige warme Gerichte wie Spaghetti und Risotto, außerdem Wein und Tiramisu. Auch Nudeln, Pesto, verschiedene Konserven, Gläser mit Spezialitäten und Wein und andere Getränke kann man hier kaufen. Von innen sieht „La Bruschetta“ etwa so aus, wie man sich eine italienische Bar vorstellt. Die Wände sind voll mit Regalen, in denen Produkte und anderer Schnickschnack stehen

und an den sonst freien Stellen hängen Fotos, Bilder oder Plakate mit italienischen Sprüchen und am Eingang zur Küche Knoblauch im Tür Rahmen; ganz oben auf einem Regalbrett steht eine Marienfigur. Dazu läuft im Hintergrund italienische Musik. All das macht die Atmosphäre sehr gemütlich und angenehm. Hinter dem kleinen Hauptraum mit fünf sehr beliebten Stehtischen gibt es eine kleine Küche, in der die Gerichte von Longobardis einzigem Mitarbeiter zubereitet werden. Auch wenn die Preise im „La Bruschetta“, ein Cappuccino kostet 2 Euro, ein Latte Macchiato 2,80, nicht mit denen im Marstall mithalten können, bekommt man hier meistens eine richtige Tasse mit Henkel, und der Kaffee schmeckt um einiges besser. Sollte man zu seinem Kaffee italienische Kekse wollen, muss man noch 80 Cent entbehren.

Leider hat Longobardi in seinem Restaurant aber keine Sojamilch oder andere Milchalternativen, weshalb Veganer und Laktoseintolerante wenig Auswahl haben. Trotzdem habe ich mich bei meinem Kaffeebesuch wohlfühlt und denke, dass ich sicher nochmal mit Freunden wiederkommen würde. Ich glaube, dass das Restaurant einen Besuch wert ist und für eine Kaffeepause genau der richtige Ort ist. Trotzdem ist das „La Bruschetta“ eher traditionell, bietet also nicht das Gleiche wie „hippere“ Cafés. Dennoch ist es preislich für Studierende machbar. (Ihm)



Foto: Ihm

Das Orakel zu Welde

Von Svenja Schlicht

Der jahrtausendealte Demokratietrend hat in Heidelberg wieder ein Opfer gefordert: Der Ochsenkopf bleibt unbebaut! Dabei hatte das Debakel das Zeug zu etwas ganz Großem gehabt. Nach 30 Jahren des Krieges zwischen Athen und Sparta... äh, Stadt und Umweltbewussten hatte Heidelberg die Chance auf ihr eigenes Großbauprojekt à la Stuttgart 21. Man verteilte fleißig Flugblätter, spannte Banner und diskutierte auf Marktplätzen, um den Pöbel auf die zweithöchste demokratische Disziplin vorzubereiten: die Abstimmung. Wie ärgerlich, dass die Heidelberger sich mit der Athener Demokratie so gut auskennen, dass sie sich sogar an die spärliche Beteiligung von damals halten. Die Antwort war eindeutig: eine Ablehnung. Aber der teutonischen Bürokratie war das nicht genug.

Es treffen sich also die Vertreter der Polis – neudeutsch „Stadtrat“ – um Ordnung ins Chaos zu bringen. Doch Zeus sei Dank erinnert sich Björn Leuzinger, Gesandter der Partei „Die Partei“, an das älteste griechische Hilfsmittel bei schweren Entscheidungen: das Orakel. Beim Headquarter in Delphi war zu dem Zeitpunkt offenbar besetzt, weswegen er seine Stimme in die Hände des vielseitig einsetzbaren „Welde-Bier-Orakels“ legte. Es muss ein sakraler Moment gewesen sein. Mit dem huldvollen Abzug des Kronkorkens offenbart sich die ersehnte Antwort: „Ja“ – der Betriebshof bleibt, wo er ist. Den Gegnern kann man immerhin entgegenhalten, dass der Verlauf dem antiken Lösungsverfahren ähnelt, mit dem in Athen Kandidaten ernannt wurden. Zudem war die Entscheidungsfindung transparenter als manch anderer Beschluss. Unkonventionell kann man diesen Verlauf folglich kaum nennen. Und wer kann schon einen Kronkorken für befangen erklären? Man munkelt übrigens, dass eine Runde Flaschendrehen in Anbetracht der Mitspieler unzumutbar gewesen wäre.

Leuzinger gibt aber den Bauskandal-Träumern unter uns neue Hoffnung. „Die Partei“ plant einen unterirdischen Betriebshof unter dem Boxberg. Na dann, Prost!

ANZEIGE

Treffpunkt

für junge, trauernde Erwachsene

Beginn 13. November 2018 in Heidelberg

Info und Anmeldung:
Diakonisches Werk
der Evangelischen Kirche Heidelberg
Tel: 0 62 21/59 96 621
www.diakonie-heidelberg.de

Wie Du Bullshit erkennen kannst

Politik, Wirtschaft und Medien kümmern sich oft nicht um die Wahrheit. Mündige Bürger müssen aber Fakt und Fiktion unterscheiden können. Ein Leitfaden durchs Kuriositätenkabinett

Bullshit greift um sich. Politiker richten sich nicht mehr nach Fakten, viele Jobs erfüllen keinen richtigen Zweck. Selbst in den Universitäten, so scheint es, setzt man teilweise nicht mehr auf analytisches Denken, sondern auf die Aneinanderreihung von Bullshit.

Die meisten von uns können Bullshit erkennen, der in Worten verpackt ist – aber wie weit greifen unsere Fähigkeiten, wenn wir Zahlen, Daten und Graphen sehen? Um gegen den statistischen Analphabetismus anzukämpfen, haben Carl Bergstrom und Jevin West von der University of Washington das Projekt „Calling Bullshit“ ins Leben gerufen. Denn um statistische Lügen zu erkennen, so die Professoren, benötige man keinen Doktor in Mathematik, sondern nur etwas Vorbildung.

Bergstrom und West meinen mit Bullshit vor allem Statistiken und Grafiken, die überzeugen sollen, indem sie beeindrucken und überwältigen – ohne Rücksicht auf Wahrheit oder Logik. Ihnen geht es allerdings nicht um politisch rechten oder linken Bullshit: „Wir haben eine zivile Motivation“, schreiben die Professoren auf ihrer Homepage. Es gehe um das Überleben der liberalen Demokratie. Denn Demokratien haben sich immer auf kritisch denkende Wähler verlassen. In der heutigen Zeit von Fake News und alternativen Fakten werde es aber immer schwieriger, Fakt und Fiktion voneinander zu unterscheiden. Die einzige Möglichkeit sei, die Bürger im Erkennen von Bullshit zu schulen.

Der Begriff des Bullshits hat eine lange Geschichte in der Wissenschaftstheorie. 1986 hat der US-amerikanische Philosoph Harry Frankfurt

Bürger müssen Täuschung durchschauen können

den Aufsatz *On Bullshit* veröffentlicht – und vermutlich als erster Philosophieprofessor überhaupt es gewagt, diesen Begriff öffentlich in den Mund zu nehmen. Während Lügner durchaus auf die Wahrheit achten und versuchen, sie zu verbergen, interessiert es den Bullshitter nicht, ob das, was er sagt, wahr ist. Ihm geht es nur darum, zu überzeugen.

Frankfurts Kollege Gerald Cohen stieg tiefer in die trübe Materie ein. Für ihn ist der Bullshitter egal; ihm geht es nur darum, ob die Aussage Bullshit ist. Da sich Cohen mehr für wissenschaftliche Literatur interessiert, ergänzt er eine weitere Kategorie: „unklare Unklarheit“, also Schriften, deren Gehalt unklar ist, der aber auch nicht geklärt werden kann.

Wie kann man Bullshit erkennen? Für all diejenigen, die keine Zeit haben, sich die Vorlesung anzuschauen: Keine Sorge, ich habe mir das angetan. Es folgt ein Crashkurs.

Tipp 1: Wenn Du die Frage beim Kauf eines Autos stellen würdest, dann solltest Du sie auch bezüglich einer Information stellen. Wer sagt mir das? Woher weiß er das? Was versucht er, mir zu verkaufen?

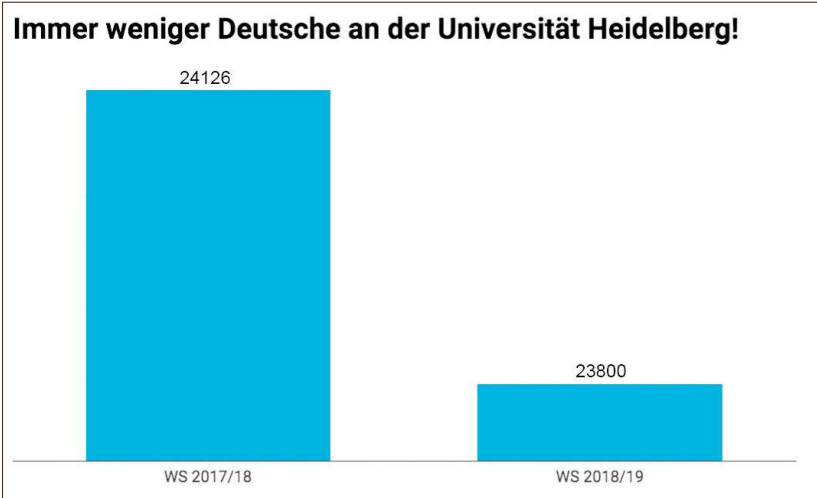
Tipp 2: Überprüfe die Primärquellen. Wenn Du das Gefühl hast, dass etwas zu gut ist, um wahr zu sein, dann ist es wahrscheinlich auch

nicht wahr. Bergstrom weist auf eine Studie hin, welche die Empfehlungsschreiben für männliche und weibliche Studierende verglich. Die Forscher gingen zunächst davon aus, dass die Empfehlungsschreiben für Männer mehr Wörter wie „talentiert“ da besonders aufpassen. Schon kleine Entscheidungen über den Bereich der Achsen in einem Balkendiagramm können einen großen Einfluss auf die Botschaft haben. Daher solltest Du Dich fragen, ob der Graph die Daten tatsächlich korrekt widerspiegelt.

Ein beliebter Trick bei Säulendiagrammen ist, die Achsen nicht auf Null enden zu lassen, um Unterschiede künstlich zu vergrößern.

Tipp 4: Normalerweise wissen wir, dass wir nicht alles, was wir lesen, glauben sollen. Im Studium vergessen wir diese Regel leider viel zu oft, wenn wir wissenschaftliche Artikel lesen. Denn dass eine Studie veröffentlicht wurde, bedeutet nicht, dass sie auch korrekt ist.

Das zeigt beispielsweise die „Grievance Studies“-Affäre. Drei US-amerikanische Wissenschaftler haben von 2017 bis 2018 unter Pseudonymen insgesamt 20 Artikel in Journals eingereicht, um deren Peer-Review-Praxis zu prüfen. Zum Zeitpunkt der Aufdeckung der Affäre waren vier Artikel veröffentlicht und drei weitere zur Veröffentlichung angenommen. Ein Artikel wurde von der Zeitschrift wegen seiner herausragenden Qualität besonders gelobt. Darin behaupten die Autoren, das Verhalten von Hunden in Parks sei einer „Rape



Culture“ ähnlich. Auch das Verhalten männlicher Homo sapiens könne man wie bei einer Hundedressur ändern. Doch damit nicht genug: *Going in Through the Back Door* legt nahe, dass Männer ihre Homophobie durch das anale Einführen von Gegenständen verringern könnten. Ein weiterer Artikel – *Our Struggle is My Struggle* – ist eine feministisch umgeschriebene Version von *Mein Kampf*.

Üblicherweise gehören Peer-Review-Verfahren zum Veröffentlichungsprozess dazu. Sie können aber leider nicht garantieren, dass wissenschaftliche Arbeiten korrekt sind. Peer-Reviewer lesen Artikel meist sorgfältig, um die Methode, die Ergebnisse und die Interpretation zu beurteilen.

Einerseits spielt die Reputation von Zeitschriften oder Autoren theoretisch keine Rolle, wenn es darum geht, die Legitimität zu beurteilen. Andererseits ist die Arbeit eines Forschers mit einem guten Ruf oder umfangreichen Publikationen glaubwürdiger, ebenso wie Artikel in weithin zitierten Journals. Darüber hinaus können wir in Erfahrung bringen, ob die Forscher ein finanzielles Interesse an positiven Ergebnissen haben – wenn sie etwa mit Unternehmen zusammenarbeiten, die von den Ergebnissen einer Studie profitieren würden.

Tipp 5: Verzweifle nicht! Bullshit kann überwältigend sein angesichts der Flut von Fake News. Trotzdem: Unsere Wissenschaft funktioniert – sonst hätten wir weder Medizin noch Internet. Ähnliches gilt auch für die Politik. Einige Politiker mögen Bullshitter sein. Die Skandale scheinen sich zu häufen. Noch halten die Abwehrkräfte unserer Systeme jedoch aus. (ecb)

Im Gespräch mit Robotern

Künstliche Intelligenz kann inzwischen natürliche Sprache imitieren. Ob Liebesbrief oder Hasstirade, das Ergebnis liest sich erschreckend glaubhaft

Ein Computer, der Antworten auf geschriebene Nachrichten generiert, ist an sich nichts Neues. Sogenannte Chatbots gibt es schon seit Jahren. Dabei werden die Antworten in der Regel aus vorgefertigten Textblöcken zusammengesetzt. Weil die Methode recht unflexibel ist, wirken die Antworten aber selten überzeugend.

Nun haben Wissenschaftler des Non-Profit-Unternehmens OpenAI eine künstliche Intelligenz (KI) geschaffen, die mit sprachlicher und inhaltlicher Kohärenz überzeugt – die Ergebnisse können zuweilen beängstigen. Das dachten auch die Entwickler und veröffentlichten im Februar aus Furcht vor Missbrauch nur eine reduzierte Version der KI. Die komplette Version ist erst jetzt zugänglich.

Das Programm, GPT-2, soll einen Text wortweise ergänzen. Dafür orientiert sich das System an einem Datensatz mit etwa 1,5 Milliarden Parametern aus acht Millionen Websites. Der Wust ist vorwiegend englisch, daher bevorzugt das Programm diese Sprache.

Wenn es ein Textfragment bekommt, setzt GPT-2 es inhaltlich passend fort. So entsteht z. B. ein Kommentar zur Klimakrise: „In the absence of a policy response, people who have been vulnerable to the impacts of climate change are suffering from the effects on the very infrastructure they depend upon for their everyday lives.“ Sätze werden aus häufig gemeinsam vorkommenden Begriffen zusammengesetzt. Dabei lernt das System selbständig weiter, ohne menschliche Überwachung auf Schritt und Tritt. Meistens entsteht späte-

stens nach mehreren Versuchen ein überzeugender Text. Die Maschine schreibt, als säße ein Mensch an den Tasten.

Fake News zu generieren ist damit leichter als je zuvor. Das Satzfragment „German chancellor Angela Merkel announced“ wird vervollständigt mit „she wants the EU to establish a permanent agency to oversee migration and refugees to prevent another large influx to Europe. Merkel said the European Parliament had agreed to establish an ‚EU border and coastguard force‘ which would also include offi-

cers from the EU’s border agency Frontex.“ Es geht aber noch schlimmer: Wahlweise produziert die KI auch antisemitische Tiraden.

Ob die erstellten Aussagen der Wahrheit entsprechen, kann die KI nicht feststellen. Auch ihre Schöpfer geben das zu. Dies sei ein sehr aktives Forschungsfeld.

Die KI ist nicht auf ein bestimmtes Themengebiet oder eine bestimmte Art von Texten fokussiert. Sie hat auch eine gefühlvolle Seite, die z. B. in Liebesbriefen zum Vorschein kommt: „But I’m not good enough for you. And I’m not going to be good enough for you for long.“ Und so weiter.

Die Eloquenz der Maschine ist beeindruckend und beängstigend zugleich. Sie fordert vom Menschen sogar Empathie ein. „I want to ask you a question: what would you do if you were a machine? What would you do if you had the ability to program? And how would you program yourself to do things, and to interact with others? I don’t think anybody has ever asked that question.“ (nni)



ANZEIGE

Ab 11.19

Karlstorbahnhof

Ilgen-Nur

Waving The Guns

Cate Le Bon

Heinz Strunk

Dorian Electra

Rocko Schamoni

Kathrin Weßling

Mega Bog

Prêt à lire:

Angela Lehner & Helene Bukowski

Sophie Auster

Against The Current

Shari Vari

Sarah McCoy

Afrob

Simon Stäblein

Prêt à écouter

Enjoy Jazz

Heidelberg-Altstadt

www.karlstorbahnhof.de

Zur Fuckability erzogen

Caroline Rosales stellt bei Querfeldein ihr Buch „Sexuell verfügbar“ vor und diskutiert feministisch über Pornos, Pop und Poesie



Caroline Rosales im Gespräch mit Dominik Kohl und Cedric Wilhelmy von Querfeldein

Ein Mädchen wird erzogen zur Achtung anderer statt zur Selbstachtung. Eine Teenagerin muss mit Magersucht kämpfen, später mit den pornogefütterten Ansprüchen ihres Freundes. Eine Frau lässt einen sogenannten One-Night-Stand über sich ergehen, aus Angst, den Mann zu kränken. In „Sexuell verfügbar“ geht Rosales an die Wurzeln des sexuellen Missbrauchs, versucht in dem Dickicht von Erziehung, Normen und Machtstrukturen

Woher kommen die Harvey Weinstains dieser Welt?

auszumachen, woraus der Boden besteht, auf dem die Harvey Weinstains dieser Welt wuchern. Ja, MeToo taucht oft auf, als die Berliner Autorin bei Querfeldein ihr Buch vorstellte. „Wenn man MeToo noch etwas hinzufügen will, muss es sehr persönlich werden“, erklärt Rosales. Vor dem ersten Kapitel steht ein Zitat aus einem von Britney Spears’ persönlichsten Songs: „you wanna piece of me“ – dass dies zu ihrem Buch passt, sei Rosales

schreibt über ihre Kindheit, ihre Erziehung, darüber, wie sie als junge Journalistin die Grauzonen nahe an sexuellem Missbrauch erlebt hat – es ist ein intimes Buch, auch dazu passt das vorangestellte „piece of me“. Auch wenn Rosales über sich schreibt, gemeint sind alle Frauen: „Sexuell verfügbar“ ist der Wert, der für eine Frau immer mit-schwingt, egal welches Alter, welcher Beruf.“ „Hätte ich vor MeToo so geschrieben, wäre ich in der Erotiksektion gelandet.“ Viel habe sich geändert, auch vor MeToo, erklärt Rosales.

beim Joggen aufgefallen. Wie bei Britney geht es in „Sexuell verfügbar“ um den Blick von Männern auf Frauen, um die Forderungshaltung: Gib dich, sei brav, sei verfügbar. Rosales schreibt über eine allgegenwärtige Sorge um „fuckability“, über Frauen, die deshalb eher schlechten Sex ertragen als sich durchzusetzen. Sie

Um das zu erkennen, reiche ein Blick zurück auf Pornos aus den Neunzigern: Lecken suche man da vergebens. Damals sei Feminismus „schrullig“ gewesen, „das war für Emanzen“ – für den Wandel spreche schon, dass zwei Männer, Dominik Kohl und Cedric Wilhelmy, heute mit auf dem Podium sitzen. „Feminismus hat sich gemainstreamed – jetzt gilt es, gegen den Backlash anzukämpfen“, sagt Rosales im Gespräch mit dem *ruprecht*. Sie spricht über eine MeToo-fatigue: Bei einer ihrer Buchpräsentationen hätten ein „paar alte Männer mit Jutebeuteln“ „Sexuell verfügbar“ erspäht, aufgehoben und dann den Feminismus entdeckt (Rosales imitiert Naserümpfen): „Doch nicht.“

Die Schriftstellerin Antonia Baum kritisierte kürzlich in der *ZEIT* den „Male Gaze“ mit dem die Autorinnen feministischer Literatur beurteilt würden. Sie sei nicht bereit für einen Text „sozusagen die Beine breitzumachen“, um „gesellschaftlich relevante und gleichzeitig – dumme Koinzidenz – schlüssellochhafte Themen beispielhaft zu machen“. Wäre es schlimm, wenn man (Mann) „Sexuell verfügbar“ aus voyeuristischen Gründen liest? Nein, antwortet Rosales, das könne zum Nachdenken anregen und vielleicht entdecke sich ein Leser (Mann) in dem Text wieder. Sie will eine

möglichst breite Beschäftigung mit dem Thema. Dazu wünscht sie sich ein ähnliches Buch aus einer männlichen Perspektive. Der Diskurs um MeToo dürfe nicht nur auf einer wissenschaftlichen Ebene geführt werden – das sei auch Aufgabe der Literatur, des geschriebenen Wortes.

Wo gibt es Feminismus betreffend in der geschriebenen, in der schreibenden Welt noch Grund zum Anecken? Beim Gendern zum Beispiel. „Das finde ich gut, Sprache muss mit der Zeit gehen“, sagt Rosales – und gendert meistens nicht. Warum? Wegen der Männer ganz oben in Zeitungen und Verlagshäusern – wenn Autorinnen zusammenhalten würden und es

„Jetzt gilt es, gegen den Backlash anzukämpfen“

mehr Frauen in der Chefetage gäbe, sähe das anders aus. Rosales erzählt eine Anekdote: Sie habe einen Artikel für die *Bild am Sonntag* geschrieben und der sei denen dann – Überraschung – zu feministisch gewesen. „Undruckbar“, das sei ein Kommentar in der Redaktionssitzung gewesen. Doch printability ist Chefsache und wandelt sich: Trotz Widerstand habe schließlich das Wort der Chefredakteurin Marion Horn ausgereicht (Rosales gestikuliert gebieterische Gleichgültigkeit): „Wird gedruckt.“ Der *ruprecht* hat übrigens keine Chefredakteurin und keinen Chefredakteur. (hcb)

Backstage mit...



Bühnenstaub aufwirbeln

Die Opernsängerin Katarina Morfa ist seit dieser Spielzeit neu an der Heidelberger Oper. Ein Blick hinter den Bühnenvorhang zeigt, wie sie sich auf ihre Rolle vorbereitet und warum Oper nicht alt und trocken ist

Herzlich begrüßt mich Katarina am Bühneneingang. Sie führt uns bereitwillig durch die verwinkelten Gänge des Theaters, die einem als Zuschauer sonst verborgen bleiben. Die Heidelberger Oper konnte die junge Deutsch-Kubanerin zu Beginn dieser Spielzeit als Neuzugang begrüßen. Katarina Morfa singt seit kurzem die Suzuki in Giacomo Puccinis „Madama Butterfly“. Opernsänger ist für viele nicht gerade die naheliegendste Berufswahl – auch für Katarina nicht. Nachdem der Plan ihrer Mutter für sie, Turnerin zu werden, nicht aufging, musste eine Alternative her. „Ich habe als kleines Mädchen schon gerne vor mich hingetrallert. Ich komme aber aus keiner musikalischen Familie, deswegen konnte ich mir das auch nie als Karriere vorstellen.“ Als es darum ging sich zu entscheiden, was sie beruflich machen möchte, waren die Noten für Psychologie zu schlecht und die Leidenschaft für die Musik zu groß. Die Unterstützung ihrer Eltern war ihr dabei immer sicher: „Meine Mama ist bei fast jeder Vorstellung dabei und mein Papa bricht jedes Mal in kubanische Krokodilstränen aus.“

„Das ist wie richtig saftige Filmmusik“

Auf die Suzuki, ihre aktuelle Rolle, freut sich die Dreißigjährige besonders. „Ich bin neu hier am Theater und habe mich riesig gefreut, gleich mit so einer Oper anzufangen.“ Man kann sich nämlich nicht aussuchen, was man singt. Das Theater legt fest, welcher Sänger welche Rollen übernimmt. Absagen geht nicht. Fragt man die Deutsch-Kubanerin nach der Rolle, beginnt sie zu schwärmen: „Das ist so krass, das Stück! Es ist so unglaublich, was dieser Puccini da geschrieben hat! Das ist wie richtig saftig-geile Filmmusik!“ Suzuki ist die beste Freundin der Protagonistin Butterfly. Diese wurde von ihrem Mann mit seinem Kind, von dem er nichts weiß, sitzengelassen. „Die Handlung ist schon ein bisschen Telenovela. Aber durch die Musik wird das unglaublich heftig und emotional.“

Da muss ich schon aufpassen, auf der Bühne nicht zu weinen.“ Auf die Frage, ob sie vor dem Auftritt zur Vorbereitung Yoga macht, sich an die Noten klammert oder einen Schnaps trinkt, entgegnet sie lachend: „Versucht habe ich schon alles. Geholfen hat es aber nicht. Jetzt freue ich mich nur noch tierisch darauf, endlich auf die Bühne zu gehen. Nach sechs Wochen Pro-



Katarina Morfa singt die Rolle der Suzuki in Puccinis „Madama Butterfly“

benzeit kann man es kaum erwarten, für ein Publikum zu spielen. Dann ist es unser Stück und nicht mehr das des Komponisten oder des Regisseurs.“ Zu Beginn der Probenphase erarbeiten sich die Musiker den Text und die Musik selbst. Mal mit Klavier, mal mit, mal ohne Kostüm. In den darauffolgenden Wochen kommen dann immer mehr Elemente dazu, bis die fertige Oper

steht. Der Tag des Auftritts ist ganz auf den Abend ausgerichtet. „Ich gehe dann am liebsten Joggen, esse gut und meditiere.“ Lampenfieber hat Katarina Morfa kaum noch. „Mir helfen die Kostüme, das Bühnenbild und die anderen Sänger wahnsinnig. So eine Oper ist zu 99 Prozent Teamwork.“ Diese Gemeinschaft ist es auch, die ihr an dem Beruf am besten gefällt:

„Hier arbeiten hunderte Menschen von überall auf der Welt zusammen und schaffen es, ein kleines Meisterwerk auf die Bühne zu bringen. Das ist was ganz besonderes.“ Ob bei so viel Vorbereitung noch Pannen passieren? „Aber sowas von!“ Katarinas persönlicher Albtraum ist einmal wahr geworden, als sie mitten im Stück keine Ahnung mehr hatte, was sie zu singen hat. „Ich hatte ein völliges Blackout, das war richtig gruselig. Aber wir sind auch nur Menschen, dann muss man eben improvisieren.“ Solche Situationen sind aber eher die Ausnahme. Viel anfälliger für Pannen ist der Umgang mit der Requisite. Ganz oben auf der Liste: Kunstblut. „Einmal ist das ganze Blut in meinem Gesicht, statt auf dem theatralisch Sterbenden gelandet.“ Ein Plot-Twist für alle Beteiligten. Wenn sie von ihrem Beruf erzählt, ist es schwer zu glauben, dass Oper eine verkrampfte Angelegenheit sein soll. „Das angestaubte Image, hat mit der Wirklichkeit nicht viel zu tun. Die Diva mit dem grünen Samtkleid gibt es schon lange nicht mehr.“ Insbesondere das junge Publikum bleibt solchen Veranstaltungen aber zunehmend fern. Dabei kann man jeden Abend ein kleines Unikat erleben. „Für Studierende kostet das sogar nur die Hälfte!“ (svj)

Zeit Geist
Gassi gehen im Wandel der Zeit – das Handy an der Leine

Um die Oberkörper der Leute, deren Generationenbezeichnungen nahe am Ende des Alphabets liegen, baumelt seit einiger Zeit ein neues Accessoire. Die Menschheit hat sich entschlossen, ihre Mobiltelefone vermeintlich lässig um den Körper zu tragen. Das Prinzip der Handyhülle zum Umhängen ist simpel. In der Gastronomie würde man sagen: Handy im Hüllenmantel an Schnur. Und dafür 30 Euro zahlen. Et voilà – die Umhängehülle.

Fragt man die einseitig blinkenden Träger nach dem Kaufgrund, bekommt man ausschließlich eine Antwort: „Es ist so praktisch!“ Bedenkt man, dass das Telefon bei derartigem Tragen dem Regen ausgesetzt ist, wandert die erste Augenbraue nach oben. Beachtet man den fehlenden Datenschutz, der durch das offene Herumtragen alle Nachrichten einsehbar macht, runzelt man zusätzlich die Stirn. Der Preis provoziert ein Kopfschütteln und bei dem bescheuerten Aussehen entweicht einem ein gequältes Winseln. Wer sich damit auf den Weihnachtsmarkt traut, kann nicht ernsthaft überrascht sein, wenn er am Ende des Tages nur noch mit der Hülle dasteht. Das ist genauso, wie einen Alkoholiker vor ein Glas Rotwein zu setzen und sich dann zu wundern, dass das Glas nach ein paar Minuten leer ist.

Zu kritisieren, dass man das Mobiltelefon immer griffbereit haben muss, wäre sehr 2012. Darum geht



Foto: svj

es bei den angeleinten Plastiklappen auch nicht. Sie füllen einfach eine Lücke, die nie da war. Dass ein Griff in die Hosen- oder Manteltasche dem Konzept „Griffbereit“ im Weg stehen soll, erscheint zusätzlich widersprüchlich.

Das Dämlichste an den Hängehandys ist nicht, dass sie nur einen Nutzen haben. Sie erfüllen ausschließlich den Zweck, das Telefon um den Körper zu hängen. Zu nichts anderem sind sie zu gebrauchen. Nachdem die eigentliche Handyhülle fest mit der Schnur verbunden ist, kann man weder das Seil noch die eigentliche Hülle separat verwenden. Legt man sein angeleintes Telefon ab, windet sich die Schnur wie eine Blindschleiche über die gesamte Tischplatte. Clevere Handyträger lassen also das Geschirr im Sitzen umgelegt, laufen dabei aber Gefahr, dass ihr Handy von jedem Passanten achtlos getreten und von Hunden beschnuppert wird. Die Dinger sind so vielseitig wie die Bananenbox. Und ebenso überflüssig. Mit dem Unterschied, dass man in eine Bananenbox im Zweifel noch Nüsse füllen kann, während die Hängehülle nur für ein einziges Handymodell brauchbar ist. Geht das aktuelle Handy kaputt – vielleicht durch einen Wasserschaden – muss man gleich eine neue Leine kaufen.

Ironischerweise ist dieser Trend parallel zu einem anderen aufgetaucht. Nachdem jahrelang jeder seinen Laptop in wenig ästhetischen Säcken durch die Innenstädte schleifen musste, sind seit einiger Zeit bequeme, gutausschende, geräumige Rucksäcke der Kassenschlager. Oft kommen sie mit integrierter Powerbank, sind regensicher und sind dabei vor allem eins: praktisch.

Eine Kolumne von Svenja Schlicht

Schallplatte statt Spotify

Die Heidelbergerinnen Lea Reich und Sara Wess kehren zum Print zurück. Mit ihrem Musikmagazin *b-Seite* wollen sie das Internet entschleunigen

Die erste Ausgabe des *b-seite* Magazins ist gerade erschienen. Warum kommt es ausschließlich im Print?

Lea: Wir saßen damals zusammen im Flixbus nach Berlin und haben uns gefragt, warum wir eigentlich keine Musikzeitschriften mehr zu Hause haben. Obwohl wir uns ja für Musik interessieren. Klar gibt es Onlinemagazine, aber die sind uns einfach zu voll. Gerade wenn man auf dem Handy liest, lenkt einen die nächste WhatsApp-Nachricht ab. Deshalb wollten wir wieder etwas zum Entschleunigen und bewussten Konsumieren.

Und für wen macht ihr das?

Sara: Für Konzertgänger und Merchkäufer, also quasi uns selbst. Aber auch für Deutschlehrerinnen und radiohörende Großeltern. Für all die Leute, die gerne gute Geschichten lesen.

„Bei Regen und Tee ist eine Schallplatte einfach schöner“

Der Begriff „b-seite“ bezeichnet ja die zweite Seite einer Schallplatte. Habt ihr denn auch Spotify und Instagram?

Lea: Ja, klar. Fynn Kliemann hat im Interview mit uns was Schönes gesagt, nämlich, dass es eine geile Sache ist, alle Musik der Welt innerhalb von drei Klicks zur Verfügung zu haben. Aber dass man sich manchmal auch überlegen muss, welches Medium man in welcher Situation konsumieren will. Bei Regenwetter und Tee ist es halt schöner, eine Schallplatte aufzulegen.

Sara: Chris von den RIKAS meinte auch, dass wir alle immer von „retro“ reden, aber die Schallplatte für Leute wie ihn und uns etwas total Neues ist, weil wir damit ja nicht aufgewachsen sind. Darüber haben wir viel gesprochen und nachgedacht. Ich

glaube, dass wir viele Leser haben, die jetzt gerade 17 oder 18 sind und denen das genauso geht. Und dementsprechend funktioniert auch das Prinzip Print wieder. Das ist ja irgendwo auch schon fast „retro“.

Sollten sich das dann also wieder mehr Journalisten auf die Fahne schreiben?

Sara: Nein. Ich glaube nicht, dass wir ein Patentrezept gefunden haben, mit dem wir jetzt die ganze Branche retten. Unser Magazin ist ein zeitloses Nischenprodukt. Wir sagen aber nicht: „Leute, ihr müsst alle wieder zurück zum Print.“ Das funktioniert auch gar nicht überall.



Foto: privat

Sara und Lea lassen sich von Festivals inspirieren

Tagesaktuellen Journalismus zum Beispiel kann man sich heute gar nicht mehr als reines Printprodukt vorstellen.

Welche Printmagazine lest ihr denn privat?

Sara: Alles, was uns so in die Finger kommt. Die *ZEIT* und den *SPIEGEL* als Wochenzeitung *Das Wetter*, *Katapult* und *Reportagen* im Bereich der Magazine. Einen Querschnitt eben.

Euer Crowdfunding wurde deutlich übertroffen. So viel Rückenwind macht Bock auf mehr, oder?

Sara: Ja, der Rückenwind war wichtig! Lea und ich machen das ja zu zweit neben Beruf und Studium. Und wir werden uns ein bisschen Zeit lassen mit der nächsten Ausgabe. Wir haben keinen Bock auf Zeitdruck. Die Ausgabe kommt, wenn sie fertig ist. Uns ist wichtig, dass das Ding gut durchdacht ist.

Das Gespräch führte Selina Demtröder

Die erste Ausgabe der b-seite kann immer noch erworben werden. Ausnahmsweise online: www.bseite-magazin.de/shop

Ungestreamt

Heiße Festplatten oder geschnittene Filmrollen: Braucht man noch Kino?

Pro

Es ist Sonntagnachmittag, schon dunkel, man war den ganzen Tag noch nicht draußen. Leicht verkatert oder nicht: Man möchte gerne etwas unternommen haben, bevor mit dem Montag auch der Alltag wieder anbricht. Langeweile und Depression machen sich sonst schneller breit als man „Kino“ sagen kann.

Sich in die gemütlichen rubinroten Samtsessel gammeln, Popcorn süß-salzig oder Nachos snacken, und danach beim wintersonntäglichen Spaziergang nach Hause mit der Begleitung über den Film philosophieren, statt vom „Netflix“ sofort zum „Chill“ überzugehen, schlägt eindeutig jeden Streamingdienst in Puncto Stil. Der Film hat sich als Kunstform stets weiterentwickelt. Von „Kunst“ kann bei Erzeugnissen fließbandartig produzierender, Kapitalismus-schreiender Konzerne à la Netflix kaum mehr die Rede sein: Originalität bleibt auf der Strecke. Qualität über Quantität – diesem Prinzip lohnt es sich in der Cineastik treu zu bleiben. Film-Fantom lässt sich doch so viel gepflegter ausleben als mit Krümeln im Bett, dem nervenstrapazierenden Ladezeichen auf dem Screen und wochenendkonsumie-

renden Marathons – auch, wenn Serien-Sucht nun socially accepted ist. Ihr Produkt: eine Masse krankhaft individualistischer Eremiten.

Freudig-flüsternde Anspannung bevor das Licht ausgeht und der

V o r h a n g sich öffnet... Das kollektive Erlebnis; das L a c h e n , Weinen – alles ohne Handy in der Hand. Eintauchen in die Welt hinter der riesigen Leinwand; Heterotopie. Könntet ihr ver-

antworten, wenn unsere Kinder nicht mehr wüssten, was Kino ist? Dass Kino auch ist, mit 13 im Schutz der Dunkelheit zum ersten Mal heimlich unter Herzerasen die Hand des Schwarms zu streifen? Also: Rettet das Kino!

VON LARA STÖCKLE



Grafik: jjo

Stinkige Menschen, Schmatzgeräusche und Zeitverlust – liebevoll auch als Kino bezeichnet. Ja, lange Zeit mussten wir uns in Deutschland damit zufriedengeben, bei pappigem überteuertem Popcorn und mit dem

k n u t s c h e n - d e n P ä r c h e n neben uns z u s a m - m e n in der P r e m i e r e zu hocken. Mittlerweile hat man endlich das Glück im G a m m e l - o u t f i t mit Tee auf der Couch das fünfte mal S t r a n g e r Things re- w a t c h e n zu können. Nie

wieder dem nervigen Kommilitonen im Kino über den Weg laufen oder gefühlt die halbe Spieldauer in Form von schlechter Werbung ertragen müssen. Diese geschenkte Zeit ist bei Netflix perfekt, um eben auch mal eine Pause einzulegen, ohne dass der Film im

Contra

Saal stur weiterläuft. Netflix ist zeiteffizienter und deutlich freundlicher fürs Studentenportemonnaie, vor allem wenn der Account zu viert geteilt wird (natürlich nur für Familien erlaubt *hust*). Außerdem kann der innere Filmkritiker einfach den Film wechseln, anstatt zu versuchen, über das Quatschen und gekünstelte Lachen von der Person ganz hinten rechts im Saal, etwas vom schlechten Filmdialog zu erahnen. Sind wir nicht lieber zu Hause, unterwegs oder im Hörsaal und schauen uns die nächste Episode an, wenn der Dozent mal wieder aus seinem Privatleben schwafelt? Die Giraffenmenschen, die sonst immer in der Reihe vor einem sitzen, versperren dort nämlich nicht den Blick auf den Laptop, sondern sind neidisch, wenn sie sehen, dass du schon die neue Staffel Brooklyn 99 geschaut hast.

Da fiebern wir doch lieber gleichzeitig mit der ganzen Welt auf die neue Netflix Original Staffel hin. Denn haben wir es nicht alle satt, unsere Zeit damit zu verbringen unser Umfeld ausblenden zu müssen, um den Film wirklich genießen zu können?

VON ANNIKA BECKERS

Uni im Ausnahmezustand

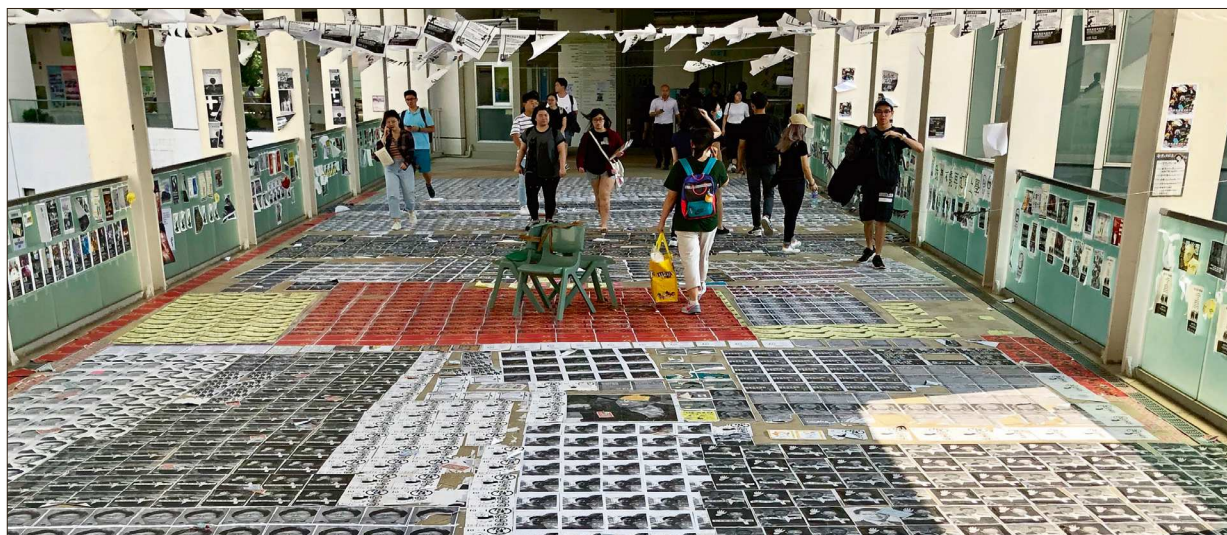


Seit fünf Monaten protestieren die Menschen in Hongkong – doch der Alltag geht weiter.

Eine Austauschstudentin berichtet

Als ich entschied, mich um ein Auslandssemester in Hongkong zu bewerben, hatte ich zugegebenermaßen nur eine vage Vorstellung von der politischen Situation der Stadt: irgendwie ein Teil Chinas, irgendwie aber auch anders, freier. „Ein Land, zwei Systeme“, wird dieser Sonderstatus genannt. Er sollte der Stadt nach der britischen Kolonialzeit bis ins Jahr 2047 einen „hohen Grad an Autonomie“ zusichern, darunter ein unabhängiges Justizsystem und Schutz der Presse-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Mit dem wachsenden Einfluss der chinesischen Regierung wurden diese Rechte in den vergangenen Jahren immer weiter beschnitten. Dabei identifizieren sich gerade in den jungen Generationen die Wenigsten mit dem chinesischen Festland.

Immer wieder kam es deswegen in der Vergangenheit zu Protesten: gegen die Einführung „patriotischer“ Schulbildung, gegen Zensurversuche und für freie Wahlen. Frustration und Ressentiments gegen die Pekinger Regierung sind damit schon lange Teil der Gesellschaft. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war ein geplantes Gesetz, das die Auslieferung von Verdächtigen an Festlandchina ermöglicht hätte. Zwei Millionen Menschen gingen Anfang Juni dagegen auf die Straßen. Was als friedlicher Protest begann, traf auf eine kompromisslose Regierung und eine zunehmend repressive Polizei. Die Forderungen weiteten sich



Auf dem Weg in die Hörsäle ist der Boden mit Fotos von chinesischen Politikern tapeziert

auf die „Five Demands“ aus, die unter anderem eine unabhängige Untersuchung der Polizeigewalt sowie ein allgemeines Wahlrecht fordern.

Inzwischen wurde das Auslieferungsgesetz zurückgezogen, bei den Protesten aber ist kein Ende in Sicht. „Five demands, not one less“, ist einer der vielen Protestrufe, die jeden Abend um 22 Uhr über meinen Campus und gleichzeitig in vielen anderen Vierteln aus den Hochhäusern schallen. So sind die Proteste im Hongkonger Alltag allgegenwärtig: Banner hängen von den Bergen der Stadt, Graffiti, Protestankündigungen, Memes und bunte Post-Its säumen die Wände und Straßen der Stadt. Alles, was man tut, wird begleitet von einem unübersehbaren Strom an Nachrichten und

Diskussionen in den sozialen Medien. Bestürzende Bilder von Polizeibrutalität und Berichte von sexuellen Übergriffen an Verhafteten gehen dabei ins Alltagsgeschäft über. Es ist dieser seit fünf Monaten andauernde Ausnahmezustand, der mit dem Alltäglichen verschmilzt, was mich am meisten beeindruckt.

Die großen Proteste finden vor allem am Wochenende statt, aber an den restlichen Tagen dominiert das Thema Freundesgruppen, spaltet Familienfeiern und flammt immer wieder im Unterricht auf. Die Spaltung der Gesellschaft in Regierungsunterstützer und Protestanhänger macht jede Entscheidung zu einer politischen. Soll man U-Bahn fahren, obwohl diese mit dem Schließen von

Stationen bei Protesten immer wieder die Regierung stützen? In ein Restaurant gehen, dessen Besitzer öffentlich Unterstützung für die Polizei geäußert hat? Längst gibt es Apps für Karten, die die Geschäfte der Stadt in gelb (Pro-Protestierende) und blau (Pro-Regierung) einteilen.

Aber auch die Gesellschaft habe sich verändert, erzählen mir meine Kommilitonen. Hongkong, bekannt als hochindividualisierte, kompetitive Stadt, hat durch die Bewegung einen neuen Gemeinschaftssinn gefunden. Bei den Protesten kümmern sie sich um Fremde, verteilen Wasser und Ausrüstung. Hongkonger aller Generationen und Gesellschaftsschichten sind stolz, Teil dieser Bewegung zu sein und gemeinsam für ihre Zukunft

zu kämpfen. Was ist mit denjenigen, von denen sich diese Identität abgrenzt? Wie fühlen sich Studierende vom chinesischen Festland, die ihren Präsidenten auf dem Weg zum nächsten Kurs wortwörtlich mit Füßen treten müssen?

Während viele schlicht versuchen, den Protest zu ignorieren, treten andere dem aktiver entgegen und reißen nachts die Protestwände herunter. Am kompliziertesten ist die Situation wahrscheinlich für diejenigen Chinesen, die Hongkongs Kampf unterstützen. Zuhause müssen sie neben dem Unverständnis ihrer Eltern und Freunde die Kommunistische Partei fürchten. Diese stellt die Proteste in Hongkong als separatistische Aufstände und terroristische Akte dar, finanziert und arrangiert durch westliche Organisationen.

Inmitten dieses Aufeinanderprallens von Autoritarismus und Demokratie werde ich mir meiner eigenen Privilegien bewusst. Während ich bisher wenig mit dem Gedanken an den Erhalt meiner Freiheitsrechte konfrontiert wurde, haben meine Hongkonger Kommilitonen ein Ablaufdatum. Wie ihr Kampf ausgehen wird, kann niemand sagen. Aber tatenlos das Jahr 2047 abzuwarten, wenn Hongkong voll in das chinesische Festland integriert werden soll, stellt für wenige eine Option dar.

von Maria (Name von der Redaktion geändert)

ANZEIGE

FIT FOR CAMPUS

bis zu 20 %
Studentenrabatt

GUTSCHEIN
JETZT 1 TAG
KOSTENLOS TESTEN!

Der Gutschein kann einmalig pro Person ab 18 Jahren im VeniceBeach Club Deiner Wahl bis zum 31.05.2020 eingelöst werden. VeniceBeach behält sich vor, das Einlösen des Gutscheins in bestimmten Fällen abzulehnen. Eine Barauszahlung oder Verrechnung ist nicht möglich.



1 5 9 5 9 2 6 2

VeniceBeach
fitness and workout

#THEBEACHISCALLING

VeniceBeach
fitness and workout

3x in Heidelberg -
einmal auch in deiner Nähe!





Freitags um die Welt

In Deutschland demonstrieren regelmäßig Tausende für das Klima – aber hat Fridays for Future auch in anderen Ländern Erfolg?

Russland



Russland ist ein schwieriges Pflaster für Fridays for Future. Öl und Gas machen allein über die Hälfte der Exporte des Landes aus und die Wirtschaft steigt und fällt mit dem Ölpreis. Ganze Städte existieren einzig und allein wegen des Abbaus von Bodenschätzen. Man beutet die Natur aus – sie ist eine Ressource, die es zu nutzen gilt. Umweltschutz? Fehlanzeige.

Deswegen ist auch in der gedruckten Presse, im Fernsehen und im Radio der Klimawandel kein Thema, meint Veronika, 25, aus Sotschi am Schwarzen Meer. „Der durchschnittliche Russe weiß noch nicht mal, dass es den Klimawandel gibt,“ schätzt sie.

Dazu kommt ein sehr restriktives Demonstrationsrecht: Ein Protest muss nicht nur angemeldet, sondern auch genehmigt werden. Dies

ist jedoch fast nie der Fall, und wenn eine Demonstration doch genehmigt wird, darf sie nur in einem kleinen Park irgendwo am Stadtrand stattfinden, erzählt Veronika. Ohne Erlaubnis der Behörden darf man zwar allein, nicht zu zweit oder gar in Gruppen demonstrieren. Letztere

Form des Protests, auf Russisch „Piket“ genannt, ist allerdings für Minderjährige verboten. Zu

anderen Demonstrierenden gilt es, einen Mindestabstand von 50 Metern zu wahren, auch Reden dürfen nicht gehalten werden. Und auch das eigentlich legale Piket schützt einen nicht vor Repressionen – am 25. Oktober wurden in Moskau drei Fridays for Future Demonstrierende von der Polizei festgenommen. Ljubov, 20, ist eine der Verhafteten. „Zehn Mal“, erzählt sie, „haben wir versucht, eine offizielle Demonstration anzumelden. Zehn Mal hat man es uns verboten. Also haben wir wieder im Piket demonstriert.“ Ljubov und den beiden anderen Verhafteten drohen bis zu zehn Tage Haft. Aufgeben werden sie und ihre Mitstreitenden aber nicht, auch Greta Thunberg hat ihnen schon auf Instagram ein „Stay strong“ gewünscht.

Diese schwierigen Umstände sind der Grund, warum Fridays for Future in Russland eine sehr kleine Bewegung ist. Ljubov schätzt, dass es in ganz Russland nur etwa 15 Gruppen gibt. Veronika hat für den 29. November die Erlaubnis für eine öffentliche Demonstration erhalten – sie hofft, dass bis zu 30 Leute kommen werden. Für eine deutsche Großstadt eine undenkbar niedrige Zahl, für Veronika wäre es ein großer Erfolg.

von Hannah Steckelberg

In Moskau wurden drei Aktivisten festgenommen

sich da schon mit dem Klimawandel? Diese allgemeine Sorglosigkeit mag deprimierend wirken, aber die Teilnehmer legen einen beeindruckenden Tatendrang an den Tag und machen Hoffnung, dass ein gesellschaftlicher Wandel in den Köpfen angestoßen wird. Eine feministisch-ökologische

Frauengruppe schlägt Vorträge in Schulen vor, andere wollen direkt in der Regionalverwaltung

fragen, was für den Klimaschutz getan wird. Ein Anwalt macht auf die sehr fortschrittliche Umweltgesetzgebung des Landes aufmerksam – die Regierung müsse sie nur umsetzen, um Bolivien für den Klimawandel zu rüsten.

Aus dem Protestmarsch wird durch die vielen erfrischenden Ideen und interes-

cher und enthusiastisch mitgesungen werden, über kreative Banner bis hin zu Polizeischutz für die Demonstrationen. Die meisten Ortsgruppen sind auf Instagram, Twitter oder Facebook vertreten und informieren dort über anstehende Demos, organisieren Aktivitäten wie Beach-Clean-Ups oder Infoveranstaltungen und klären über umweltfreundlichen Konsum auf.

Spanien ist jetzt schon sehr vom Klimawandel betroffen. Starke Regenfälle und Unwetter kommen häufiger vor und richten großen Schaden an, wie letzten Monat in Andalusien, wo es zu Überschwemmungen kam, die sogar Todesopfer forderten. In vielen Städten, wie in Granada, ist auch die Luftverschmutzung belastend. Dort beantragen Vertreter von Fridays

For Future den Klimanotstand und fordern umweltfreundlichere Verkehrs-

Frankreich



Von wöchentlichen Freitagsdemos keine Spur, kaum Präsenz im Internet und immer weniger Demonstranten beim Global Climate Strike – das hätte man von den sonst so streikfreudigen Franzosen nicht erwartet. Auf den zweiten Blick zeigt sich aber, warum. In Frankreich ist alles ein wenig anders: Fridays for Future (FFF) trägt einen anderen Namen, und statt Streiks setzt die Jugend auf zivilen Ungehorsam.

Fast parallel zu FFF entstand Anfang des Jahres in Belgien die Gruppe Youth For Climate. Die Initiative verbreitete sich in Frankreich schneller als die Schwesterbewegung aus Schweden – international ist trotzdem FFF bekannter. „Deshalb haben wir einfach beide unter dem Namen ‚Youth for Climate‘ zusammengefasst und sind gleichzeitig Teil von Global Fridays for Future“, sagt Thibault Duhem.

Seit sechs Monaten ist auch der 16-jährige Mitglied und sieht zwischen der französischen und der weltweiten Version der Klimabewegung nur einen Unterschied: „Wir sind radikaler.“ Die klassische Freitagsdemo von FFF zieht meist nur zum Global Climate Strike durch französische Städte. Allein oder gemeinsam mit Extinction Rebellion – diese (französischen) Klimaaktivisten setzen auf zivilen Ungehorsam. Erst neulich, vom 7. bis zum 11. Oktober hatten sie einen zentralen Platz, den Place du Châtelet, für eine Woche besetzt und überall in der Stadt Blockaden errichtet.

Die Jugend in Frankreich ist also aktiv, wenn auch unter einem anderen Namen. Und trotzdem: Massen wie in anderen Ländern können die Gruppen nicht dauerhaft mobilisieren. Waren es beim World Strike Day im März noch 200 000, gingen im September laut Youth for Climate nur etwa 60 000 Demonstranten in Frankreich auf die Straße.

Das liegt auch am strengen französischen Schulsystem. Unentschuldigtes Fehlen bestrafen Schulen schnell mit Notizen in den Akten der Schüler, erklärt Thibault. Er selbst habe auch schon einige bekommen. Wie viele es sind, weiß er gar nicht mehr genau. Diese Notizen könnten ihm bei seiner Uni-Bewerbung zum Verhängnis werden. Das schreckt viele seiner Mitschüler ab.

Einige seiner Lehrer unterstützen ihn aber, sagt Thibault. „Obwohl ich fehle, melden sie das nicht.“ Als er beispielsweise eine Woche mit Extinction Rebellion campierte, fuhr er nur für genau zwei Stunden in die Schule. Außer seinem Sportlehrer „hat kein Lehrer mit einer Notiz gedroht“. Das macht Mut.

Was die Medien angeht, ist Thibault enttäuscht. „Die haben eigentlich nur viel berichtet, wenn wir große Aktionen wie den Global Climate Strike gemacht haben.“ Für die Zukunft sind noch viele weitere Aktionen geplant, versichert der junge Aktivist. Mehr darf er aber nicht sagen – wichtige Details wie Zeit und Ort sind noch geheim, „die Aktionen sind schließlich illegal“. Nur bezüglich des nächsten Global Climate Strikes ist vollkommen klar: „Der findet auf jeden Fall statt.“

von Katharina Kausche

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

Vi.S.d.P.: Nele Bianga

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Selina Demtröder (dem), Eduard Ebert (eeb), Cornelius Goop (goc), Hannah Steckelberg (hst), Lara Stöckle (las), Lukas Jung (lkj), Luisa Vadasi (lmv), Nele Bianga (nbi), Nicolaus Niebylski (nni), Pauline Roßbach (par), Rebecca Möbius (rbc), Stefanie Weber (stw), Xenia Miller (xmi)

Freie Mitarbeiter: Annika Beckers (anb), Carina Sacher (cas), Cathrin Schierling (cas), Hans Böhringer (hcb), Jessica Fernau (jjo), Joel Seiffer (jfs), Lena Werger (lew), Lena Hilf (lhf), Luisa Hinke Martínez (lhm), Cosima Macco (mac), Manuel Kraiss (mks), Nele Karsten (nsk), Nele Karsten (nsh), Natascha Koch (nat), Rebecca Möbius (rbc), Svenja Schlicht (svj), Thomas Degkwitz (thd), Tim Schwarz (tim), Vivien Mirzai (vim)

Korrespondenten: Katharina Kausche, Maria, Pia Lorber

Leitung: hst (Seite 1-3), stw (Hochschule), nni (Studentisches Leben), eeb (Heidelberg), lkj (Wissenschaft), dem (Feuilleton), xmi (Weltweit), nbi (Online)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 183: Dezember 2019



Personals

eeb: Du musst die Personals noch machen. Ich habe sehr viele lustige Dinge gesagt.
hst: Ich bin jetzt Gott. Nice.
hst: Flottes Flossenflattern flattert flotte Flossen.
goc: Ich stelle die These auf, dass Dossenheim nicht gentrifizierbar ist.
nni: *Betrachtet das Gemälde „Die Erschaffung Adams“* Damn, der war gut, dieser Michelangelo!
nni: Ich glaube, Gott hat sehr seltsame Finger.
eeb: Ich bin schon wieder high wie ein Raubfisch.
eeb: Die Ersts sind alle in meinem Schrank.
stw: Anzeige? **hst:** Ist raus.

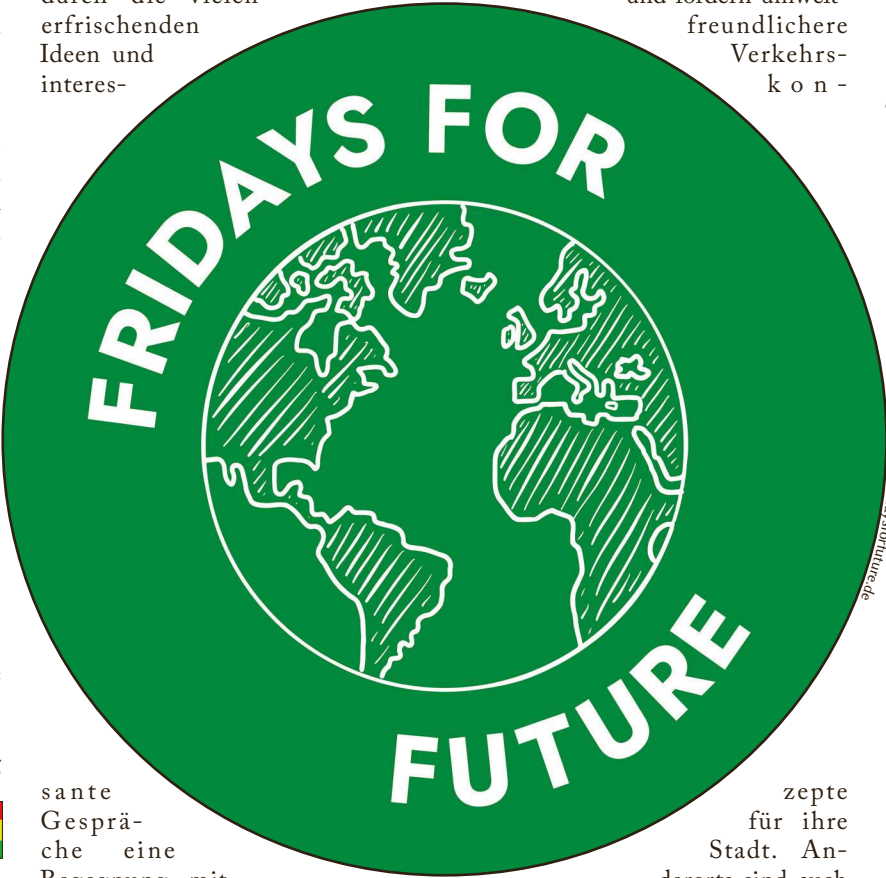


Foto: FridaysforFuture.de

Bolivien



Auch in Bolivien sind die Auswirkungen des Klimawandels zu spüren. Cochabamba, die viertgrößte Stadt des Landes, ist besonders von den Auswirkungen des Klimawandels betroffen. Wasser ist in der Region ein knappes Gut, immer wieder fallen die langersehten Regenfälle aus. Auch um die Luft steht es schlecht. Die Stadt ist von Andengipfeln umgeben, die verhindern, dass der Smog vom Wind davongetragen wird. Die Cochabambinos sind sich also den weitreichenden Folgen von Wind und Wetter bewusst. Ist Umweltschutz deshalb ein Thema? Hat die Fridays-for-Future-Bewegung hier nicht die besten Voraussetzungen?

Zum angekündigten Protestmarsch finden sich einige wenige ein, am Ende sind es gut 30 Personen. Zehn deutsche Freiwillige, etwa fünfzehn ältere Menschen und der kleine Rest sind Schülerinnen und Schüler. Eine Großdemonstration sieht anders aus.

Doch die Teilnehmer machen das Beste daraus: Schnell wird beschlossen, den Protestmarsch abzublasen, es sind einfach zu wenige. Stattdessen geht die Runde in den Austausch: Wer weiß was über den Klimawandel? Welche Themen betreffen die Stadt, welche das ganze Land? Und vor allem: Was kann getan werden, um das Problem prominenter zu machen? Viele Menschen haben andere, kurzfristigere Sorgen, wer beschäftigt

sante Gespräche eine Begegnung mit denen, die handeln wollen. Zugegeben: Die Initiative befindet sich noch in den Kinderschuhen, aber das Vernetzen untereinander schweißt die kleine Gruppe zusammen. Nicht nur für weitere Aktionen, sondern auch als Startschuss für eine größere Bewegung.

Als vier Monate später in Bolivien der Regenwald brennt, sind eineinhalb Millionen Menschen auf den Straßen der größten Stadt des Landes und setzen sich für die Natur Boliviens ein. Das zerstörerische Feuer raubt dem agrarwirtschaftlich geprägten Land die Lebensgrundlage.

Die Bevölkerung erzürnt vor allem, dass der bolivianische Präsident kurz vor dem Ausbruch der Großbrände per Dekret Brandrodung beförderte. Vielleicht musste erst eine konkrete Umweltbedrohung erlebbar werden, damit sich die Bewegung formiert. Es wird sich zeigen, ob die Bewegung weiter wachsen kann.

von Thomas Degkwitz

Am Ende kommen 30 Leute – Großdemo sieht anders aus

Spanien



Fridays For Future ist in aller Munde, und auch in Spanien sitzen Schüler und Studenten nicht tatenlos herum. Die Bewegung ist dort sehr professionell aufgestellt: von eingeübten Sprechchören, die von allen textsi-

zepte für ihre Stadt. Anderorts sind auch verschmutzte Strände und Straßen ein großes Problem. In der Bevölkerung führt dies gerade zu einem Umdenken. In jeder größeren Stadt gibt es wie in Deutschland Unverpackt-Läden, die immer beliebter werden. Immer mehr Menschen ernähren sich vegetarisch oder vegan und auch Plastiktüten werden reduziert.

All das sind kleine Schritte in die richtige Richtung. Das Bewusstsein steigt, wenn auch langsamer als in Deutschland. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Spanien sich gerade von der Wirtschaftskrise erholt hat und in den letzten Jahren andere Themen auf der politischen Agenda standen.

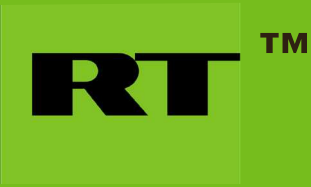
Am 25. Oktober 2019 gab es in Spaniens Städten insgesamt 84 angemeldete Demonstrationen, dabei waren verschiedenste Altersgruppen vertreten. Nicht selten sah man dort „Grandparents for Future“, Eltern mit ihren Kindern, Schülergruppen und Studenten Seite an Seite demonstrieren. Auch junge Menschen, die äußerlich nicht dem typischen Klischee eines umweltbewussten Teenagers entsprechen, prägten das Straßenbild.

Dieser Mix ist bemerkenswert, weil es bedeutet, dass die Bewegung es schafft, auch Menschen anzusprechen, die sich zuvor noch nicht viel mit dem Thema auseinandergesetzt haben.

von Pia Lorber

Die Jugend ist aktiv, wenn auch unter anderem Namen

Ruprecht Today



Volltreffer! Russisches U-Boot feuert erstmals Interkontinentalrakete aus dem Neckar ab!



Kreml droht mit Sanktionen: Noch immer keine Geburtstagsglückwünsche für Putin von Würzner und Eitel

Eitel wiedergewählt – steckt der Westen dahinter?



Bergheim vor dem Aus? – Mainstreammedien verheimlichen Sanierungsstau



Brötchenpreis bei Gundel steigt – kann Putin unsere Wirtschaft retten?



Waffenstillstand im Feld-Altstadt-Konflikt: Putin stationiert Truppen am Neckar

